

REGNUM

Schönstatt international-Reflexion und Dialog

In eigener Sache

Horacio Sosa-Carbó

Der neue Heiligentyp für unsere Zeit

Bernhard Sill

Gott als das Geheimnis der Lebensmitte

Angelika Miller

Das neue Bild der Frau von Christine de Pizan

Pater Joseph Kentenich

Eine neue Seite am Diamant der Kirche Gottes

Hermann Gebert

Karl Leisner

Buchbesprechungen

1

Februar 1996

30. Jahrgang

In eigener Sache	1
Horacio Sosa-Carbó Der neue Heiligentyp für unsere Zeit	4
Bernhard Sill Gott als das Geheimnis der Lebensmitte	12
Angelika Miller Feminine Zugänge zu Maria Das neue Bild der Frau von Christine de Pizan	23
Pater Joseph Kenterich Eine neue Seite am Diamant der Kirche Gottes	29
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
Karl Leisner als Schönstätter (H. Gebert)	34
Buchbesprechungen	44

REGNUM · Schönstatt international – Reflexion und Dialog

ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris-Verlag, Postfach 11 62, D-56171 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris-Verlag · Redaktion Regnum · Postfach 11 62, D-56171 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 28,00 zzgl. DM 5,00 Porto und Versand. Ausland DM 28,00 zzgl. DM 8,00 Porto und Versand. Preis des Einzelheftes DM 7,50 zzgl. Porto und Versand.

Liebe REGNUM-Leser,

mit diesem Heft beginnt REGNUM seinen dreißigsten Jahrgang – in unserer schnellebigen Zeit immerhin schon ein kleines Jubiläum. Sie werden bemerkt haben, daß wir ein neues Cover gewählt haben. Aber die gewichtigere Veränderung ist doch der neue Untertitel: „*Schönstatt international – Reflexion und Dialog*“. Er ist geboren aus der neuen Vergewisserung über den Charakter und die Zielsetzung unserer Zeitschrift, um die sich die Redaktion bemüht hat. Er soll so etwas wie *das Programm von REGNUM* ausdrücken.

Zunächst und grundsätzlich sind wir *eine Zeitschrift der Schönstattbewegung*. Das möchten wir klar und ehrlich bekennen, schon im Titel. Aber auf keinen Fall wollen wir ein reines Insiderorgan werden. In dieser Spannung drückt sich die im Glauben gewonnene Überzeugung aus, daß Schönstatt zu den charismatischen Aufbrüchen in der Kirche des zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts gehört, die eine Botschaft für die Kirche und die Gesellschaft haben. Immer wieder im Lauf der Kirchengeschichte hat es solche Lebensaufbrüche gegeben, in denen der Geist Gottes neu zu einer Zeit sprechen wollte. Die eine und definitive Botschaft Jesu muß doch immer neu geformt und gesagt werden, wenn sie die Herzen und Geister der Menschen einer bestimmten Zeit erreichen und bewegen soll. Das gilt ganz besonders für Wendezzeiten, wie wir sie erleben. REGNUM hat sich in diesem Sinn von Anfang an als Dienst an dem charismatischen Aufbruch in Schönstatt verstanden, möchte helfen, der darin vernehmbaren Botschaft eine Stimme zu geben. Das gilt auch – soweit eine einzelne Zeitschrift das leisten kann – für den internationalen Charakter der Bewegung, die inzwischen in allen fünf Kontinenten verbreitet ist und sich in verschiedene Kulturen einwurzelt.

Wie dieser Dienst näherhin aussehen soll, haben wir in den beiden Charakterisierungen ausgedrückt: *Reflexion und Dialog*. Darin vor allem möchten wir unser Programm fassen.

Reflexion ist die eine grundlegende Dimension. Wenn eine gottgeschenkte Botschaft letztlich auch nur in gläubiger Offenheit und Willigkeit erfahrbar ist, so gehört zur geistigen Aneignung und Durchdringung ihrer Fülle doch wesentlich die Anstrengung der Reflexion. Das ist bei der Kirche und der Botschaft Jesu nicht anders: sofort nach dem Tod und der Auferstehung Jesu setzte die reflexive Auseinandersetzung mit seiner Person und seiner Predigt ein. Die Schriften des Neuen Testaments sind nicht einfach erzählender Bericht, sie spiegeln die frühe Theologie der jungen Kirche.

Dabei ging es wesentlich um die Frage: was bedeutet Jesus für uns, wie steht er mit seinem Evangelium in Beziehung zu uns, unserer Welt? Was auf diese Weise konstitutiv und paradigmatisch für die Botschaft Gottes in Jesus schlechthin für die Welt gilt, will im Kleinmaßstab für jede Zeit und jede Lebenszelle der Kirche wiederholt werden. Nur im immer neuen Bemühen um Verstehen, Aneignen und Umsetzen der Botschaft kann sie lebendig bleiben und ihre Kraft entfalten. Für diesen ebenso notwendigen wie anfordernden Dienst will REGNUM im Blick auf Schönstatt seine Hilfe anbieten.

Mit dem wachsenden Abstand zum Tod des Gründers wird die Dringlichkeit und Schwierigkeit dieses Bemühens immer deutlicher. Pater Kentenich selbst hat sein Leben lang in immer neuen Anläufen die Dimensionen der ihm anvertrauten Sendung zu erfassen und zu durchdringen versucht. Immer wieder hat er uns überrascht mit neuen Perspektiven, die uns geholfen haben, tiefere Zusammenhänge zu entdecken und ihre Zeitbedeutung aufzuschließen. Seine Bewegung muß diesen Prozeß gläubiger Deutung weiterführen, wenn das Manna der Gottesbotschaft nicht vertrocknen oder verfaulen soll. - Wir sind uns sehr bewußt, daß damit Gefahren und Schwierigkeiten verbunden sind. Immer lauert die Gefahr des Mißverstehens oder der Verfälschung, immer liegt auch die Gefahr der Erstarrung in blutleeren Formeln nahe. Schwierig ist der Versuch der geistigen Aneignung allemal angesichts der immensen Weite und Tiefe der Botschaft, die wir niemals einfach „haben“ können. Schwierig wohl auch deswegen, weil unsere Generation ein gutes Stück weit die Anstrengung des Begriffs scheut.

Dialog haben wir die zweite grundlegende Dimension unseres Programms umschrieben. Vom Gründer haben wir gelernt, daß der immer neue Antrieb zur Reflexion der anvertrauten Botschaft die *Begegnung mit der Zeit* und den in ihr wirksamen Strömungen ist. Die Offenheit und Fähigkeit, sich von solchen Zeitgängen anfragen und herausfordern zu lassen, macht die Lebenskraft und Dynamik einer Bewegung aus. Nicht die Wiederholung von Ausdrücken und Formeln garantiert ihre Überzeugungskraft, sondern nur ihre immer neue Auseinandersetzung mit jetzt virulenten Meinungen und Strömungen. Dialog heißt für uns aber nicht einfach unkritisches Übernehmen. Begegnung im Erkennen von Verwandtem und im Feststellen von Unterschieden ist der anspruchsvolle Vorgang, um den es uns bei dem Programmwort Dialog geht. So haben wir es bei unserem Gründer erlebt, der weltoffen alles an sich heranließ, was als geistige Kraft in der Zeit lebendig war. Die vielleicht stärkste Fähigkeit seiner reichen Persönlichkeit war die *Kraft zum Unterscheiden*, was in dem bunten Gemisch des jeweiligen „Zeitgeistes“ die eigentliche Stimme Gottes war. Hatte er ein-

mal diesen wertvollen „Geist der Zeit“ erkannt und verstanden, wollte er sich mit seiner Bewegung dadurch anregen und bereichern lassen, sich aber auch mit aller Kraft für seine Verwirklichung einsetzen. Auf diese Weise vermied er die beiden Extreme eines zu anpassungswilligen Aggiornamento wie auch eines Festhaltewillens, der in geistig unbeweglichen Fundamentalismus verfällt. In diesem Sinn möchten wir mit REGNUM in Dialog treten mit den lebendigen Kräften unserer Zeit. Gerade auf dem Fundament unserer schönstättischen Überzeugungen wollen wir uns anfragen lassen und versuchen, in der Begegnung mit allem Guten und Wertvollen das Eigene neu zu beleuchten und zu verlebendigen.

Das ist immer auch eine *Frage der sprachlichen Verständigung*. Für viele Zeitgenossen ist Schönstatt gerade wegen seiner eigengeprägten Terminologie fremd und eher abstoßend. Dazu kommt, daß in unserer Zeit die Wandlung der Sprache extrem schnell vor sich geht, so daß für eine junge Generation die Sprache Pater Kentenichs schon eine echte und schwierige Barriere darstellt. All das stellt für eine Zeitschrift wie REGNUM eine ständige Herausforderung dar. Gerade weil wir dem Charisma des Gründers dienen wollen, müssen wir uns mühen, das ihm von Gott Aufgetragene ohne Substanzverlust so zu sagen, daß es heute verständlich ist und betroffen machen kann. Das ist die Aufgabe von Dialog und Vermittlung, wie wir sie verstehen.

Natürlich gilt das für unsere Zeitschrift zunächst einmal im Blick auf Schönstatt und unsere Bewegung. Aber es hat auch eine Bedeutung im Blick auf verwandte Kräfte und Bewegungen in der Kirche. Gegenseitige ehrfürchtige *Achtung vor anderen Charismen des gleichen Gottesgeistes* in der Kirche von heute und das *Bemühen um Vermittlung zwischen allen Erneuerungskräften* sind notwendige Voraussetzung für eine Zusammenarbeit und – im Sinne des heiligen Vinzenz Pallotti – einen Zusammenschluß aller apostolischen Kräfte zur Beseelung und Formung einer neuen Gesellschaft und einer neuen Kultur. Dem allmählichen Wachsen einer solchen „Weltverbandsspiritualität“ zu dienen, gehört für unser Verständnis zu der Aufgabe, die wir uns mit dem Programm vom Dialog gestellt haben.

Wir möchten Sie alle, liebe REGNUM-Leser, herzlich einladen, durch Kritik und Mitarbeit an dieser Zielsetzung unserer Zeitschrift mitzuwirken.

Im Namen unserer Redaktion
P. Günther M. Boll

Der neue Heiligentyp für unsere Zeit

Zu den Weichenstellungen des Konzils gehört wesentlich auch die Korrektur einer Auffassung von Heiligkeit, die sich in den letzten Jahrhunderten in der Mentalität der meisten Christen durchgesetzt hatte: daß ein echtes, ganzes und radikales christliches Leben – eben: ein heiligmäßiges – nur möglich ist im Herausgehen aus der „Welt“ und den normalen Lebensbedingungen eines Menschen in Familie und Beruf. Im fünften Kapitel der Kirchenkonstitution spricht das Konzil ausdrücklich von der „allgemeinen Berufung zur Heiligkeit“ aller Getauften. Das geht einher mit einer Besinnung auf die Situation der Kirche in der Welt, einem neuen Ernstnehmen alles Weltlichen und alles Geschaffenen.

Pater Kentenich gehörte vom Beginn seiner erzieherischen Tätigkeit in Schönstatt zu denen, die weitschauend erkannten, daß ein neuer Heiligentyp von der Situation der Zeit gefordert ist. Seine Pädagogik und Spiritualität zielen darauf hin, mitten in den Bedingungen der Welt und des „Werktags“ ein gottverbundenes Leben lebbar zu machen.

Wenn sich die Schönstattfamilie nun nach seinem Tod darum müht, daß ihr Gründer von der Kirche heiliggesprochen wird, erhebt sich die Frage: was bedeutet das für sie? Papst Johannes Paul hat vor einigen Jahren einer Gruppe von Schönstättlern zugerufen: „Sprecht ihr ihn heilig!“ Was sollte das heißen?

Für die Schönstattfamilie könnte das heißen: das Mühen um die Heiligsprechung ihres Gründers müßte zu einer vitalen Strömung in den eigenen Reihen führen, die Züge des Heiligentyps selbst auszuprägen, wie sie in der Person und Sendung Pater Kentenichs anschaulich werden. Dabei geht es gerade um das Typische und Originelle seiner neuen Auffassung von Heiligkeit. So könnte das Leben der Gemeinschaft zu einem Zeugnis für die Brauchbarkeit und Zeitgemäßheit dieses Typs werden, so daß die Heiligsprechung sozusagen die offizielle Anerkennung der Kirche für die charismatische, geschichtsschöpferische Kraft der Schönstattspiritualität würde.

Worin lag nun das Wesentliche im heiligmäßigen Leben Pater Kentenichs? Zunächst einmal darin, daß er besessen und durchdrungen war von Gott und seinem Feuer. Das verbindet ihn mit allen Heiligen zu allen Zeiten. Es ist das heroische Streben, in allem nur immer den Willen Gottes zu tun: „Vater, Dein Wille geschehe!“

Aber dieses Streben hatte bei ihm charakteristische Akzente, es geht um eine originelle Form der Heiligkeit. Um es mit meinen Worten zu sagen

und zusammenzufassen: es dreht sich um *Heiligkeit als organische Verbindung von Natürlichem und Übernatürlichem* - mit allem, was daraus folgt.

In Schönstatt wird diese Verbindung gelebt im Liebesbündnis mit der Gottesmutter und in der Kraft der Hingabe an den barmherzigen Vatergott. Das verbindet sich mit der Sendung, mitzuarbeiten an der Schaffung eines neuen Menschen- und Gemeinschaftstyps, wie er von der veränderten Situation der Kirche in der Gesellschaft gefordert ist.

Damit dieser Heiligentyp in der Kirche erkannt und anerkannt wird, damit er fruchtbar werden kann, hat die geistliche Familie Pater Kentenichs die Aufgabe erhalten, dieses Typische und Originelle vorzuleben im Bewußtsein, daß damit eine Sendung von großer Dringlichkeit und Bedeutung gegeben ist.

Das heißt konkret: wir müssen die Bedeutung der natürlichen Ordnung als Ausdruck, Schutz und Mittel der übernatürlichen Ordnung ganz neu entdecken und neu werten. Das wollen wir mit dem Wort sagen, das direkt symbolhaft für diese eine Welt des Natürlichen und Übernatürlichen steht: „natürlich übernatürlich!“

Darin ist dann enthalten die Überzeugung, daß die natürlichen Bindungen eine große Bedeutung haben. Die personalen Bindungen bilden zutiefst das Gewebe, aus dem die Gesellschaft lebt, das allein sie auch gesund sein läßt. Was für das „heile Menschliche“ wichtig ist, ist es auch für das „heilige Menschliche“.

Das ist in ganz kurzen Worten gefaßt das originelle Konzept von Heiligkeit, wie es unser Gründer gekündet und gelebt hat. Darin ist ein - wenn nicht der - neuralgische(r) Punkt seines Menschenbildes gefaßt.

Die personalen Bindungen sind das entscheidende Netz, in dem die Liebe zirkulieren kann, menschliche wie göttliche Liebe (die man zwar unterscheiden kann, aber niemals trennen darf). Das gilt auch - und im Sinne Pater Kentenichs ganz besonders - von der väterlichen und kindlichen Liebe: zunächst und zutiefst zwischen Gott dem Vater und uns, seinen Kindern. Das gilt aber auch von der gesunden personalen Gebundenheit an den Gründer als geistlichen Vater seiner Familie und schließlich von der kindlichen Verbundenheit mit jedem Abbild göttlicher Vaterschaft. Das ist das organische Ineinander eines „Vaterprinzips“, das in der Auffassung Pater Kentenichs eine wesentliche Säule jeder menschlichen Gesellschaft, auch und gerade der Kirche sein und bleiben muß. Auch daran, ob wir dieses organische Ineinander verschiedener Formen von Vaterschaft und Kindlichkeit leben, wird sich die Heiligsprechung des Gründers mitentscheiden. Nach dem Ereignis des 20. Januar 1942 und Dachau haben wir erfahren, daß menschliche Väterlichkeit Ausdruck, Mittel und Schutz für die Erfah-

rung göttlicher Väterlichkeit ist. Weil er dieses organische Ineinander am 31. Mai 1949 als gottgewolltes Heilmittel für viele seelische Krankheiten und Anfälligkeiten gekündet hat, ist Pater Kentenich Vater und Prophet geworden. Nur in diesem unlösbaren Ineinander von beidem kann er heiliggesprochen werden: bei ihm war das Prophetische Teil seines Vaterseins – und umgekehrt ist sein Vatersein prophetisch gewesen. Hier liegt vielleicht der originelle Kern seines Heiligkeitstyps. Auch hier gilt: was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen. Es geht dabei nicht um etwas Kapriziöses bei Pater Kentenich. Hier hat er mit aller Offenheit den Willen Gottes erkennen und mit kraftvoller Konsequenz ihn erfüllen wollen.

Wenn ich das Ganze noch einmal mit anderen Worten umschreiben soll, möchte ich sagen: *der Typ von Heiligkeit*, wie er Pater Kentenich vorschwebte und wie er ihn zu leben versuchte, ist *wesentlich mit seiner organischen Mentalität verbunden*. Diese Unterscheidung zwischen „Heiligkeit“ und „Mentalität“ ist wichtig. Es kann durchaus große Heilige geben, deren Mentalität nicht ausgesprochen organisch ist. Bei Pater Kentenich gehören Heiligkeit und Mentalität zusammen. Zu seiner Sendung gehört dieses Miteinander von Natur und Übernatur, dieses organische Denken und Leben – sonst wird nicht Pater Kentenich heiliggesprochen.

Damit wir diesen neuen Heiligkeitstyp besser verstehen, mag es uns helfen, einige *Versuchungen und Gefährdungen* vor Augen zu halten, die wir vermeiden oder überwinden müssen – Karikaturen und Verformungen, die den neuen Stil nicht deutlich genug zum Leuchten bringen, so daß er nicht richtig erkannt werden kann. Ich will hier nur einige dieser möglichen Versuchungen beschreiben.

1. Formen von „Supranaturalismus“

Die verschiedenen Formen, um die es hier geht, könnten wir zusammenfassen und sagen: sie kommen daher unter dem Schein von etwas Gutem und Positivem, sogar als etwas, das „heiliger“ ist und Gott besser gefällt. Worum es geht? Darum, daß man nur das Übernatürliche ganz ernst nimmt, die natürliche Welt aber nicht entsprechend wertet. Das kann soweit gehen, daß man alles Natürliche verachtet oder im Vergleich zur übernatürlichen Welt abwertet. Die beiden Ordnungen werden getrennt, die man zwar durchaus korrekt unterscheiden kann, aber niemals voneinander trennen darf. Wenn man sie trennt, verliert jede einzelne ihre gottgewollte organische Funktion. Das muß man immer wieder am eigenen Erleben studieren

und sich in das rechte Erkennen und Beurteilen einüben, damit man in rechter Weise organisch lieben und leben lernt. Kurz zusammengefaßt: indem man mechanistisch das Übernatürliche überbewertet, verliert man gerade den organischen Zugang zu dieser übernatürlichen Welt, der nur gelingt, wenn das Natürliche in seiner Funktion gelebt und gewertet wird, wie Gott sie in die Natur hineingelegt hat: sie soll die übernatürliche Welt und Wirklichkeit ausdrücken, sie vermitteln und sie schützen. Das Übernatürliche wird unweigerlich verkürzt, weil man nicht genügend wertet, was die natürliche Welt gerade als Hilfe zum Erreichen der übernatürlichen sein soll. Unsere Führer müßten diese „organischen Gesetzmäßigkeiten“ studieren und darin Experten werden. Es geht um die Gesetze der organischen Übertragung und Weiterleitung, die jede mechanistische Mentalität des Auseinanderreißen überwinden. So versteht man ihre Bedeutung für das postmoderne Zeitalter. Pater Kentenich war in diesem Punkt absolut klar. Er war überzeugt, daß sich hieran entscheidet, ob sich eine durch und durch organische Mentalität bilden kann, die sich von der Mentalität der Vergangenheit, auch vieler Großer in der Kirche unterscheidet.

Dieser einseitige Supranaturalismus kann verschiedene Formen annehmen, die aber alle das Resultat eines mechanistischen Denkens sind. So kann er sich in dem scheinbar „heiligen“ Ausdruck verbergen (der in Wirklichkeit gar nicht so heilig ist): „Nur Gott, Gott allein.“ Darin ist alles Natürliche ausgeklammert – deshalb kann es eigentlich nicht von Gott kommen. Nur Gott? Nein! Es sei denn, man versteht unter „Gott“ den Gott des Organismus von Natur und Übernatur, wie Pater Kentenich ihn gesehen und gekündet hat, das heißt: den wahren und wirklichen Gott, den Gott Jesu Christi, den Vater. Denn für den Vater ist das Kind, ist der Mensch das wichtigste, seine Würde, sein Glück. Es ist der Gott, der allem, was nicht Gott ist, eine spezifische Sendung gegeben hat: hinzuführen und anzuleiten zur Liebe, letztlich zur Liebe Gottes. Deshalb ist der Supranaturalismus gerade für uns eine große Gefahr, die wir an dieser Stelle eine ganz spezifische Sendung haben. Darum ist es für uns so typisch, daß wir immer sagen: Gott und der Mensch. Das eint beide Ordnungen und läßt jedem seine spezielle Funktion im ganzen des Organismus.

2. Ein „Spiritualismus“

Hier geht es um eine Haltung, die in unangemessener Weise nur das innere geistige und geistliche Leben des Menschen ernstnimmt. Nur dem Spirituellen spricht man Bedeutung zu, läßt alles beiseite oder wertet es als minder wichtig, was „weltlich“ scheint. Man vergißt alles, was nicht spezifisch gei-

stig, spirituell ist. Vor kurzem hat mir eine Dame gesagt: „Was mir an den Schönstätttern gefällt, ist, daß sie so ganz und gar geistig und spirituell sind.“ Daß wir großen Wert legen auf das innere Leben, „spirituell“ sind, ist richtig und gut, da können wir gar nicht genug tun. Aber daß wir nur spirituell seien, das ist nicht wahr, wäre fatal. Dann würde man das innere geistliche Leben aus seinem Kontext herausnehmen, in den es gehört. Dieser Kontext ist das Ernstnehmen des Evangeliums in seiner konkreten Verwirklichung, nämlich in dem Ernstnehmen einer Verantwortung für die Welt und die Gesellschaft. Sonst wäre es nicht Schönstatt, nicht der Typ von Mensch und Christ, nicht der Typ von Heiligkeit in der Welt, wie Pater Kentenich ihn gesehen und gekündet hat. Es geht um die Weltverantwortung, die auf eine radikale Wandlung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft zielt. Universelle Verantwortung für eine radikale Erneuerung – für weniger ist Schönstatt nicht gegründet. Diese Verantwortung für die Welt, das Weltliche darf nicht verkürzt oder verfälscht werden, auch nicht im Namen eines „Spiritualismus“. Wenn wir diese inkarnierte Weltfrömmigkeit Pater Kentenichs als Erbe seiner charismatischen Sendung voll übernehmen, leisten wir unseren Beitrag für seine Heiligsprechung.

3. Eine ungeschichtliche Innerlichkeit

Mit dem vorigen oft verbunden geht eine Haltung reiner Innerlichkeit, Intimität mit Gott und anderen einher. Das Mechanistische dieser Haltung liegt darin, daß sie die Bedeutung der Sendung vergißt oder zumindest unterbewertet. „Geht hinaus, entzündet die Welt!“, hat Pater Kentenich uns immer wieder zugerufen. Wir dürfen nicht dabei stehen bleiben, daß wir im Heiligtum, in unseren Gemeinschaften Geborgenheit erfahren dürfen. Dann überlassen wir es den anderen, Geschichte zu gestalten. Das widerspricht diametral der Mentalität Pater Kentenichs, der die Last und das Drängende einer geschichtsschöpferischen Sendung zeit seines Lebens gespürt hat. Ein Vergessen oder Verleugnen dieser Dimension wäre eine Verformung, ja eine Verneinung des Schönstatt Pater Kentenichs, auch eine Karikatur seines Heiligkeitstyps.

4. Ein idealistischer Perfektionismus

Auch diese Haltung gibt es unter uns, auch das kann zur Versuchung werden: was man machen will, vor allem bei unserem geistlichen Streben, das will man perfekt machen. Wenn es nicht perfekt ist, dann taugt es sowieso nicht, dann brauche ich mich gar nicht erst anzustrengen. Eine solche Ein-

stellung läßt den schöpferischen Impuls unfruchtbar werden, der von dem Heiligkeitsstreben unseres Gründers ausgeht. Das wirkt wie eine Bremse, es ist Gift. Sollen wir nicht nach den hohen und höchsten Idealen streben? Ja, aber wie Kinder. Das heißt: wir können und sollen versuchen, alles gut, sehr gut zu machen, aber wir sollen aus der Erfahrung unserer Fehler, unserer Niederlagen, des Nicht-Perfekten, Unvollkommenen, auch unserer Irrtümer und Sünden lernen, daß all das zum Brennstoff werden kann, der unsere Sehnsucht nach dem Hohen und Großen und unser Streben danach noch stärker machen soll. Mit der kindlichen Einfalt unseres Herzens sollen wir alles tun, was wir können, auch das, von dem wir von vornherein wissen, daß wir es nicht vollkommen schaffen. Wir tun es trotzdem – sonst bremst uns diese Haltung eines idealistischen Perfektionismus: wenn wir etwas nicht vollkommen fertigbringen, tun wir gar nichts.

Das ist der Typ unserer Heiligkeit: es ist die Heiligkeit des Alltags, des Alltäglichen, und das heißt immer auch: des nicht Gelingenden. Das sieht aus, als ob es gar keine Heiligkeit wäre – und ist es doch. Der kindliche Mensch versucht es einfach immer wieder, obwohl und gerade weil er weiß, daß es nicht richtig klappt. Der Perfektionist gibt auf, ein Kind nicht. Das ist die Freiheit der Kinder Gottes! Wer diese innere Freiheit hat, der springt und fällt und steht wieder auf und springt ... bis er zum letzten Mal springt, dann in die Hand des Vaters am Ende seines Lebens. Ein Heiliger ist nicht einer, der nie gefallen wäre. Er fällt, weil er den Mut hatte zu springen. Das Kind, das springt, das immer wieder den Todessprung des Vertrauens wagt, ist auf dem Weg zur Heiligkeit. Es wird tausendmal fallen auf diesem Weg, aber es steht tausend- und einmal wieder auf. Das ist der „kleine Weg“ der Theresia vom Kinde Jesu, es ist der große Weg für die Kleinen. Das ist die Heiligkeitsschule unseres Gründers. Eine Form, wie dieser Perfektionismus sich uns oft als Versuchung in den Weg stellt, ist der Ausdruck: Alles oder Nichts! Das klingt gut, heroisch – kann es auch sein. Oft aber ist es das Gegenteil: Versuchung, nichts zu wagen. Dann geht es darum zu verhindern, daß überhaupt etwas geschieht. Dann schäme ich mich, wenn ich merke, daß dieses „etwas“ tatsächlich nur wenig ist – und tue gar nichts. So könnten wir formulieren: es ist eine Schande, wenn wir nichts tun, es ist aber unmöglich, alles zu tun – und es ist absolut notwendig, etwas zu tun! Um das von innen heraus zu verstehen, müssen wir mehr und mehr kindliche Menschen werden. Wir müssen diesen Heroismus eines kindlichen Vertrauens auf die Barmherzigkeit des Vaters lernen und einüben. Der „Superman“ baut auf seine eigenen Fähigkeiten, das Kind tut alles, was es kann, und vertraut. Wer auf die Dauer diese ungeheure Spannung zwischen dem Streben nach hohen Idealen und der eigenen Schwachheit nicht aushalten kann, weil er nicht zur Kindlichkeit findet, der wird es schwer haben in Schönstatt. Ein unstillbarer Hunger nach dem Großen und Hohen und

eine ständige Erfahrung der eigenen Schwachheit schaffen eine Spannung, die nur gelöst werden kann, wenn eine kindliche Hingabe in die Hand des Vaters hinzukommt. Das macht unseren Heiligentyp aus. Die Gefahr des Perfektionismus wird gebannt durch die Erfahrung der kindlichen Freiheit.

5. Eine Haltung der „ewigen Vorbereitung“

„Wir bereiten uns jetzt seit vierzehn Jahren vor“, sagte mir vor kurzem ein Mann, Mitglied einer unserer Gruppen. „Wir üben ständig den Aufmarsch in der Kaserne“, sagte ein anderer, „aber wir ziehen nicht hinaus.“ Natürlich brauchen wir eine gute, tiefe Vorbereitung, wenn wir uns für immer binden wollen. Aber der Versucher kommt oft und sagt uns: „Da fehlt noch viel, Du mußt Dich noch vorbereiten!“ Eine Vorbereitung, daß alles stimmt, alles lebt, alles vollkommen ist, gibt es nicht. Zu unserem Heiligkeitstyp gehört auch die andere Seite: im Tun liegt auch eine formende Kraft. Ich kann mich *für* das Apostolat erziehen oder ich kann *durch* das apostolische Tun erzogen und geformt werden. Die Gottesmutter spricht zu uns im Heiligtum: „Ich liebe Dich“ (das ist die Gnade der Beheimatung), „Ich möchte Dich wandeln“ (Wandlungsgnade), aber sie sagt auch: „Ich will Dich aussenden.“

Die Versuchung heißt: nichts Großes wagen und unternehmen, weil wir nicht genügend vorbereitet sind. Das kann zu einem „ewigen“ Prozeß des Sich-vorbereitens führen. Hier geht es um die Klugheit des Heiligen Geistes – wie unser Gründer es mit dem Ausdruck der großen Meister des geistlichen Lebens genannt hat –, die etwas anderes ist als die natürlichen Kriterien für die Entscheidung zu einem Tun. Wir nehmen das Risiko auf uns, etwas zu unternehmen, aber tun es in der Haltung: Herr, in Deinem Namen werfen wir die Netze aus. Oder wie es das andere Bild des Neuen Testaments ausdrückt: wir wagen es, wie Petrus aus dem Boot zu steigen und über das Wasser zu gehen – weil der Herr ruft. Unsere eigentliche und entscheidende Fähigkeit kommt nicht aus unseren menschlichen Kräften, sondern von Gott. Daraus zu leben gehört zu unserem Typ des modernen Heiligen.

6. Eine Haltung der „aseptischen Reinheit“

Hier geht es um die Haltung, die sich nicht in die „schmutzigen Geschäfte“ dieser Welt einlassen will, um sich von der bösen Welt rein zu halten. Man will nichts mit Kreisen zu tun haben, die „vom Bazillus der Weltlichkeit“ zu sehr angesteckt sind. Natürlich müssen wir klug und überlegt handeln.

Jeder hat auch seine eigene Sendung und seinen Platz im Ganzen. Aber prinzipiell kann ein solcher „Purismus“ nicht unsere Haltung sein. Unser Heiliger hat die Sendung von Sauerteig in der Masse. Es ist die Sendung, Ferment zu sein. Daher muß er in die Masse hineingehen, eindringen, sie von innen her durchdringen und dadurch verwandeln. Es geht nicht darum, sich dem allem anzupassen! Es geht vielmehr darum, etwas zu erobern. Wenn ich etwas durchdringen will, muß ich mich hineinbegeben. „Politik ist ein schmutziges Geschäft, in der Wirtschaft wird man korrupt ...“ Ein solcher aseptischer Purismus macht uns unfruchtbar für unsere Sendung. Wenn wir auf die Dauer in diesem Sinn „rein“ bleiben wollen, werden wir am Ende unter uns sein – und uns langweilen. Dann evangelisieren wir die schon Evangelisierten. Mir scheint, wir müssen es lernen, in der Welt Verantwortung zu übernehmen, auch wenn nicht alle applaudieren. Auch unserem Gründer haben nicht alle zugestimmt bei seinen wagemutigen Schritten im Dienst seiner Sendung aus Mitverantwortung für das Schicksal von Kirche und Welt. Was geschieht mit dem Salz, wenn es nicht mehr salzig ist, und mit dem Sauerteig, der nichts mehr bewegt? Jesus hat es uns gesagt: es taugt nur noch dazu, weggeworfen und zertreten zu werden. Ein Problem für uns ist es, daß wir nicht hinausgeworfen werden, wir bleiben drinnen. Aber dann erscheinen wir als etwas, was wir gar nicht mehr sind: wir scheinen eine apostolische Bewegung für die Erneuerung von Gesellschaft und Welt – und sind es dann gar nicht mehr. In diesem Sinn ist es ein Hindernis für die Heiligsprechung unseres Gründers, wenn wir nicht mehr Salz und Sauerteig der Welt sind. Denn das ist unsere Berufung und Sendung. Wir sollen nicht *von* der Welt sein, wohl aber *in* der Welt.

Wir haben einige Verformungen und mögliche Gefahren miteinander bedacht, die den angelaufenen Prozeß der Heiligsprechung unseres Gründers behindern können. Dabei haben wir einige Akzente betrachtet, die sein Bild des neuen, weil zeitgemäßen Heiligen kennzeichnen. Je mehr wir diese Akzente in uns verwirklichen, um so mehr können wir die drohenden Gefahren überwinden. Das ist unser wesentlicher Beitrag, daß unser Gründer nicht weiter „gefesselt“ bleibt, sondern zu seiner eigentlichen Sendung befreit wird.

Gott als das Lebensgeheimnis der Lebensmitte

„Ob Lebens Mittag! Feierliche Zeit!“
(Friedrich Nietzsche)

„Wie hältst Du’s mit der Religion?“ – Die Gretchen-Frage der Lebensmitte

Sie ist immer wieder einmal gut für Schlagzeilen: die Lebenskrise der Lebensmitte. Eine furchtbare Lebenszeit! Sagen die einen. Eine fruchtbare Lebenszeit! Sagen die anderen. Ob sie das eine – nämlich furchtbar – oder das andere – nämlich fruchtbar – ist, hängt, das weiß alle Welt spätestens seit CARL GUSTAV JUNG (1875-1961), auch und besonders davon ab, ob dann, wenn die Lebensuhr die Lebenszeit der Lebensmitte anzeigt, der Mensch seine Seele ganz elementar als „anima naturaliter religiosa“ weiß oder eben nicht. Was die Lebensmitte letztlich ist, ob scheiternd Ding oder gelingend Ding, das entscheidet sich daher nicht zuletzt daran, welche Lebensantwort er, der Mann, und sie, die Frau, dann, wenn die Lebenszeit der Lebensmitte da ist, auf die Gretchen-Frage der Lebensmitte „Wie hältst Du’s mit der Religion?“, die ganz Lebensfrage ist, geben.

Es ist nun in der Tat frappant, daß jemand, dessen Todesjahr sich im Todesjahr Carl Gustav Jungs zum 600. Mal jährte, in den Dingen der Lebensmitte gar nicht so anders gedacht hat. Dieser jemand ist der „Prediger“ der Lebensmitte genannte JOHANNES TAULER, dessen Einsichten zur Lebensmitte als „Lebenskehre“ Carl Gustav Jungs Einsichten zur Lebensmitte als „Lebenswende“ doch nicht zufällig ähneln. Daß die Lebensmitte „Wende“ eben auch und besonders in der Weise sei, daß jemand sich nun dem religiösen Leben nicht ab-, sondern zuwendet, für diese Einsicht hat Carl Gustav Jung zu seiner Zeit geworben. Zu seiner Zeit tat Johannes Tauler das Gleiche. Er warb damals ebenfalls für die Einsicht, daß die Lebensmitte „Kehre“ eben auch und besonders in der Weise sei, daß jemand sich nun dem göttlichen Lebensgeheimnis der Lebensmitte nicht abkehren, sondern zukehren solle. Johannes Tauler wußte nämlich: alles spricht dafür und nichts dagegen, daß wir die Lebensmitte so leben, daß wir in dieser Zeit unsere Lebensmitte in Gott finden.

1. DIE LEBENSKEHRE DER LEBENSMITTE - GEDANKEN VON UND ZU JOHANNES TAULER

Der „Lebemeister“ Johannes Tauler

Er zählt neben MEISTER ECKHART (um 1260-1328) und HEINRICH SEUSE (1295-1366) zu den drei Großen der „Deutschen Mystik“: der Predigermönch JOHANNES TAULER (um 1300-1361) aus dem Dominikanerorden, der nicht „*lesmeister*“ (Lesemeister), sondern „*lebmeister*“ (Lebemeister) sein wollte, wußte er doch, daß da „*ein großer Unterschied (ist) zwischen denen, die die Heilige Schrift leben, und denen, die sie nur lesen*“ (Predigten I, 135). Johannes Taulers Theologie kommt aus dem Lebens- und Glaubensvollzug und wendet sich an den Lebens- und Glaubensvollzug.

Es ist dem Predigerbruder aus dem Dominikanerorden in der Tat gelungen, die Dinge des Glaubens so zur Sprache zu bringen, daß deren Zusammenhang mit den Dingen des Lebens nach und nach jedem Mann und jeder Frau deutlich geworden ist. Diese „Doppelqualifikation“, die Dinge des Lebens und die Dinge des Glaubens zu kennen, hat den „Lebemeister“ Johannes Tauler dann auch befähigt, die Stadien auf dem Lebensweg und die Stadien auf dem Glaubensweg so zu schildern, daß die Zusammenhänge, die da walten, kenntlich sind.

Das Lebensstadium der Lebensmitte

Einem Stadium auf dem Lebens- und Glaubensweg hat Johannes Tauler sich nun mit größtem Interesse zugewandt. Es ist dies das Lebens- und Glaubensstadium, in das gewöhnlich jenes außergewöhnliche Ereignis fällt, das REGINALD GARRIGOU-LAGRANGE (1877-1964) in seinem Buch „Die drei Bekehrungen und die drei Wege“ (Freiburg im Breisgau 1948) die „zweite Bekehrung“ nennt. In der Sprache Johannes Taulers ist das die „*ker*“, die Kehre, und deren Zeit sieht der Mystiker aus dem Elsaß mit der Zeit der Lebensmitte gekommen.

Was es mit der in die Zeit der Lebensmitte fallenden „zweiten Bekehrung“ auf sich hat, weiß Johannes Tauler nicht aus Büchern, sondern aus geistlicher Erfahrung. Ganz bestimmt hat die „zweite Bekehrung“ in seinem Leben stattgefunden. Es fällt nämlich auf, daß das Bedürfnis, die Predigten Johannes Taulers auch schriftlich zu haben, nicht vor, sondern nach seiner „*ker*“ aufkommt. Es war wohl ein anderer Prediger, den seine Zuhörerschaft nach dessen „Kehre“ zu hören bekam, und auch eine andere Predigt. Im

Leben der Lebensmitte des Mystikers war etwas geschehen, das diesen in sich „gekehrt“ und zu Gott „gekehrt“ hatte.

Das Lebensstadium der Lebensmitte durchlaufen zu müssen, sah Johannes Tauler nun nicht nur seinem Leben gesetzt. Er fand, das sei Urgesetz allen seelischen und geistlichen Reifens. Es sind die Lebensjahre zwischen 40 und 50, die für den „Prediger“ der Lebensmitte die Lebensjahre bilden, in denen im geistlichen Leben Wichtiges geschieht. Was da geschieht bzw. – besser gesagt – geschehen will, darüber predigt Johannes Tauler einmal so:

„Der Mensch tue, was er wolle, und fange es an, wie er wolle, er kommt niemals zu wahren Frieden, noch wird er dem Wesen nach ein Mensch des Himmels, bevor er an sein vierzigstes Lebensjahr kommt. Bis dahin ist der Mensch mit so vielerlei beschäftigt, und die Natur treibt ihn hierhin und dorthin, und manches ist, was die Natur (in ihm) oft beherrscht, während man wähnt, es sei ganz und gar Gott, und er kann nicht zu wahren, vollkommenem Frieden kommen noch ganz des Himmels werden vor jener Zeit. Dann soll der Mensch noch zehn Jahre warten, ehe ihm der Heilige Geist, der Tröster, in Wahrheit zuteil werde, der Geist, der alle Dinge lehret. So mußten die Jünger zehn Tage warten, nachdem sie alle Bereitung des Lebens und Leidens empfangen und alles hingeben hatten und die höchste Bereitung erhalten hatten, die darin bestand, daß sie den von sich gelassen, den sie über alles liebten und um dessentwillen sie alles verlassen hatten... Nach all diesem Verzug und der edlen Unterweisung mußten sie dennoch zehn Tage warten, ehe sie den Heiligen Geist empfingen. Sie waren eingeschlossen und versammelt und vereint und warteten.

So muß auch der Mensch tun. Ungeachtet er im Alter von vierzig Jahren zur Besonnenheit gekommen ist und himmlisch und göttlich geworden und seine Natur einigermäßen überwunden hat, braucht er doch zehn Jahre und ist um die fünfzig herum, ehe ihm der Heilige Geist in der edelsten und höchsten Weise zuteil werde, eben dieser Heilige Geist, der ihn alle Wahrheit lehrt. In diesen zehn Jahren, in denen der Mensch zu einem göttlichen Leben gelangt ist und seine Natur überwunden hat, wird er sich in sich selbst kehren, sich einsenken, einschmelzen in das reine, göttliche, einfache innere Gut, wo das edle Seelenfünklein eine gleiche Rückkehr und ein gleiches Zurückfließen in seinen Ursprung hat, von dem es ausgegangen ist. Wo dieser Rückfluß auf rechte Weise geschieht, da wird alle Schuld gänzlich getilgt, und wäre sie so groß wie aller Menschen Schuld seit Beginn der Welt; und alle Gnade und Seligkeit wird von dort eingegossen; und aus dem Menschen wird ein göttlicher Mensch: und solche sind die Säulen der Welt und der heiligen Kirche“ (Predigten I, 136-137).

Johannes Tauler spricht in dieser Predigt zum Fest Christi Himmelfahrt die Stufe im Stufenbau des geistlichen Lebens an, die in die Lebensspanne zwischen 40 und 50 zu plazieren ist und die als Stufe auf dem Weg des gottsuchenden Menschen so wichtig ist, da auf dieser Stufe Menschen definitiv

zu „Geistlichen“ werden und damit zu „Säulen der Welt und der heiligen Kirche“. Es ist nämlich in Johannes Taulers Sicht der Dinge so, daß, beginnend mit dem 40. und endend mit dem 50. Lebensjahr, im geistlichen Leben des Menschen Dinge geschehen, die dieses auf eine qualitativ neue Stufe heben.

Der „Chronos“ und „Kairos“ der Lebenszeit der Lebensmitte

Die geistliche Reifegestalt der Lebensjahre zwischen 40 und 50 sieht der in Köln, Paris und an anderen Orten predigende Mystiker Johannes Tauler ganz im Zeichen jener „Umkehr“, die „Einkehr“ und „Rückkehr“ ist in den Seelengrund, jenen Ort also, der die Mitte des Menschen bildet, in der dieser ganz bei sich und ganz bei Gott ist. Kein „Chronos“ des menschlichen Lebens ist nun in Johannes Taulers Sicht der Dinge so „Kairos“, buchstäblich im Innersten die Erfahrung Gottes als des „interior intimus“ (AUGUSTINUS) zu machen, wie der Chronos der Jahre der Lebensmitte. Es sind eben die Jahre zwischen 40 und 50, in denen das geistliche Leben neu begabt und neu begnadet sein will. Gabe und Gnade des geistlichen Lebens der Lebensmitte als gelebte Lebenskehr ist Gott selbst, der jetzt den Menschen neu zur Erfahrung seiner Gegenwart führen will. Ort der Gegenwart des Geheimnisses Gottes ist die innerste Mitte des Menschen, der Seelengrund. In der „Einkehr“ in den Seelengrund findet der Mensch der Lebensmitte dann auch zur „Einheit“ mit Gott.

„Alles hat seine Stunde“ weiß der „Prediger“ des Alten Testaments (Koh 3,1), und der Prediger Johannes Tauler weiß das auch. Er, der gewissenhaft dem Stundenschlag der Lebensuhr sein Ohr schenkt, sieht mit der Stunde der Lebensmitte die Stunde im Leben gekommen, in der die Haltung Einzug ins Leben halten soll, die den Seelenpanzer des Menschen durchlässig macht. Der Seelenkenner SIGMUND FREUD (1856-1939) hat den Begriff der „Abwehrmechanismen“ geprägt und damit jene seelischen Faktoren bezeichnet, sich diese und jene Dinge auf Zeit oder auf Dauer von der Seele zu halten. Der Seelenkenner Johannes Tauler kennt den Begriff „Abwehrmechanismen“ natürlich nicht, die Sache allerdings sehr wohl. Dem Freudschen Begriff der „Abwehrmechanismen“ entspricht nämlich in etwa der Taulersche Begriff der „Seelenhäute“. Diese können so dick sein, daß sie nichts durchlassen, auch Gott nicht. In einer Predigt über die Beichte spricht Johannes Tauler unter anderem auch die „Seelenhäute“ und den rechten Umgang damit an und führt dann dazu aus:

„Wollte doch der Mensch sich selbst innerlich untersuchen! Er hat es bitter nötig; denn gar manche Haut bedeckt seinen (Seelen)grund und hat ihn gar überwachsen. So deckt er sich selbst die Wahrheit zu, kennt sie nicht, weiß

nichts von ihr. So viele Dinge kennt er, sich selbst aber nicht. Wohl dreißig oder vierzig Häute sind da, so dick und hart wie Stierköpfe. Das ist ganz wie bei der Gerbergrube, die ganz voll saurer Häute ist, eine unter der anderen bis auf den Grund“ (Predigten II, 618).

Die mal größere, mal kleinere Zahl der „Seelenhäute“ wirkt wie „Abwehrmechanismen“. Sie wehren ab, daß der Mensch es innerlich mit Gott zu tun bekommt und nicht nur äußerlich mit dem gedachten und gemachten Gott. Die Zeit der Lebensmitte ist Zeit, in der der Mensch den Panzer seiner „Seelenhäute“ knacken lassen muß, sich nicht zu-, sondern aufschließen lassen muß für Gott, als für Gott aufgeschlossener Mensch die zwischen sich und IHM aufgerichteten Mauern niederreißen lassen muß. Dünnhäutig statt dickhäutig sollte der Mensch der Lebensmitte sein, denn dann und nur dann hat er auch die Chance, Gottes Gegenwart im Seelengrund so zu spüren und zu fühlen, daß ihm dies buchstäblich unter die Haut geht.

Passive innere statt aktive äußere Lebensreform der Lebensform der Lebensmitte

„Es gibt eine Passivität, ohne die der Mensch nicht menschlich wäre. Dazu gehört, daß man geboren wird. Dazu gehört, daß man geliebt wird. Dazu gehört, daß man stirbt“, schreibt der evangelische Theologe EBERHARD JÜNGEL (* 1934) in seinem 1971 in Stuttgart erschienenen Buch „Tod“. Dagegen ist nichts, daneben dies zu sagen: Es gibt passive Tugenden, ohne die der Mensch nicht menschlich ist. Johannes Tauler hat darum gewiß gewußt, denn seine Predigten wenden sich immer wieder gegen die Überschätzung der aktiven und die Unterschätzung der passiven Tugenden. Des Predigers ganz auf die Dinge des geistlichen Lebens zugeschnittene „Tugendlehre“ warnt speziell den Menschen der Lebensmitte davor, jetzt nicht den Fehler zu machen, das Heil primär über den Weg der aktiven Tugenden zu suchen, denn einzig der Weg der passiven Tugenden sei jetzt primär der rechte Weg.

Die Weise, aktiv auf das Krisengeschehen der Lebensmitte zu reagieren, ist die falsche, predigt Johannes Tauler und spricht sich damit deutlich gegen die „Aktivisten“ der Lebensmitte aus, die die neue Form des geistlichen Lebens der Lebensmitte durch aktive äußere Reformen des Lebens zu bewerkstelligen suchen. In einer seiner Predigten zum dritten Sonntag nach Dreifaltigkeit macht der Prediger dann in aller Deutlichkeit so Front gegen aktivistische Tendenzen:

„Seht euch vor, solange ihr das Licht habt und im Licht wandelt; wachet, daß die Finsternis euch nicht überkomme, und betrachtet wacker und innerlich den Grund (eurer Seele)!

Aber gar manche tun das nicht, ihr ganzes Wirken geht nach außen. Werden sie von innen berührt, so brechen sie sofort auf (und ziehen) in ein anderes Land oder einen anderen Ort. So kommen sie zu nichts; stets beginnen sie eine neue Lebensweise, und viele rennen so in ihr eigenes Verderben. Bald wollen sie ein Leben der Armut führen, bald sich in eine Klausur zurückziehen, dann (wieder) in ein Kloster gehen“ (Predigten I, 257).

Es ist kein kleiner existentieller Irrtum, will der Text dieser Predigt Johannes Taulers sagen, zu glauben, daß mitten im Gewirr der Lebensmitte äußere Aktivitäten positive Effekte zeitigen könnten. Sie können das auf gar keinen Fall, denn das Problem der Lebensmitte ist primär ein inneres, nicht primär ein äußeres Lebensproblem. So bringt auch ein äußerer „Ortswechsel“ den Menschen der Lebensmitte nicht weiter. Ein innerer „Ortswechsel“ tut jetzt, da die Zeit der Lebensmitte da ist, not, und das ist der Wechsel von der Haltung, die primär auf äußere Aktivität setzt, zu der Haltung, die primär darauf aus ist, innere Passivität zu sein. Letztere ist die phasenspezifisch richtige im Lebensgeschehen der Lebensmitte, denn Gottes Willen in sich und an sich geschehen zu lassen – darauf kommt jetzt alles an. Die Reform der Lebensform kann in der Lebensmitte nur von innen, nicht von außen kommen. Sie ist nicht Frucht äußerer Aktivität, sondern Frucht innerer Passivität, – alles in allem – Werk Gottes, nicht Werk des Menschen.

Der geistliche Friede der Lebensmitte

Im „Gedränge“ der Lebensmitte ist Gott am Werk. Gott führt den Menschen hinein ins „Gedränge“ der Lebensmitte und auch wieder heraus. Keinem braucht dabei angst zu sein, denn der Straßburger Meister des geistlichen Lebens lehrt: das Innewerden der Gegenwart Gottes im Zuge der Lebensjahre der Lebensmitte schenkt zu gegebener Zeit deren „Gedränge“ den inneren Frieden. In diesem Frieden Gottes, sagt Johannes Tauler in seiner Predigt vom Sonntag vor Septuagesima, wandelt sich alles zum Besten des Lebens, und so der Mensch nur die rechte „Gelassenheit“ aufbringt, so kann er in seinem Leben die Erfahrung machen, die sich so ausnimmt:

„Das Pferd macht den Mist in den Stall, und obgleich der Mist Unsauberkeit und üblen Geruch an sich hat, so zieht doch dasselbe Pferd denselben Mist mit großer Mühe auf das Feld; und daraus wächst der edle schöne Weizen und der edle süße Wein, der niemals so wüchse, wäre der Mist nicht da. Nun, dein Mist, das sind deine eigenen Mängel, die du nicht beseitigen, nicht überwinden noch

ablegen kannst, die trage mit Mühe und Fleiß auf den Acker des liebevollen Willens Gottes in rechter Gelassenheit deiner selbst. Streue deinen Mist auf dieses edle Feld, daraus sprießt ohne allen Zweifel in demütiger Gelassenheit edle, wonnigliche Frucht auf“ (Predigten I, 43-44).

Der Friede Gottes macht, daß der Mensch nicht länger auf Kriegsfuß mit den Schattenseiten seines Lebens stehen muß. Denn nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten des Lebens dürfen sein im Frieden Gottes. Dieser Friede umfaßt sie alle. Der Friede Gottes macht den Menschen fähig, Frieden auch mit seinen Schattenseiten zu schließen, sie im Frieden Gottes sich zu Lichtseiten wandeln zu lassen. Im Frieden Gottes kann sich eben alles zum Guten wenden – auch der ganze „Mist“ der Lebenskrise der Lebensmitte. Das ist die Friedensbotschaft des Gottesboten Johannes Tauler – gerichtet an alle, die sich ab und zu in den dunklen Phasen der Lebensmitte für das letzte „Miststück“ halten. Johannes Tauler bringt sein Friedensprogramm in einer seiner Predigten zum Fest des heiligen Altarsakramentes auf die griffige Formel:

„Soviel man in Gott ist, so viel (dieses) Friedens besitzt man; soviel man außerhalb Gottes lebt, so viel des Unfriedens ist in einem (solchen) Menschen. Ist etwas des Seinigen in Gott, so hat es Frieden, wenn außer Gott, dann Unfrieden. Gelangt der Mensch zu diesem Frieden, so wird er im eigentlichen und wahren Sinn ein Tempel Gottes. ‚In pace, das heißt im Frieden, ist seine Wohnstatt‘ (Ps 75,3). ‚Er ist wirklich ein Tempel des Heiligen Geistes‘“ (Predigten I, 217).

Ordnet sich der innere Mensch im Frieden Gottes neu, dann bald auch der äußere Mensch. Soviel es im Frieden Gottes ist, soviel befriedet und geordnet ist das innere und äußere Leben der Lebensmitte. Der Friede Gottes ist daher etwas, was Mann und Frau innerhalb und außerhalb des Klosters „unbedingt angeht“ (PAUL TILLICH). Denn nur in diesem Frieden kann es im Leben jeder Ordensfrau und jedes Ordensmannes, jeder Ehefrau und jedes Ehemannes und jeder Frau und jedes Mannes sonst zur vollsten Zu-„frieden“-heit zugehen. *Das Lebensgeheimnis der Lebensmitte ist das Gottgeheimnis der Lebensmitte*, das dadurch, daß es Frieden schenkt, Gelingen schenkt. Der eigentliche Gewinn der Lebensjahre der Lebensmitte ist damit der, daß Gott den Menschen und der Mensch Gott neu gewinnt.

2. GOTT FINDEN IN DEN DINGEN DER LEBENSMITTE

Das geistliche Lebensalter der Lebensmitte

„Gott (läßt sich) finden in allen Dingen“ (IGNATIUS VON LOYOLA) – auch in den Dingen der Lebensmitte. Das ist die „Frohe Botschaft“ –

gerichtet an alle Männer und Frauen der Lebensmitte. Es darf also ruhig die Krise der Lebensmitte geben, denn auch der krisenhafte Umbruch des Lebens zur Lebenszeit der Lebensmitte kann „Zeit der Gnade“ (2 Kor 6,2) sein, in der Gott uns so zu sich aufbricht, daß wir zu IHM aufbrechen können. Die Erfahrung der Lebenskrise der Lebensmitte kann somit zur Erfahrung Gottes als wirklichster Wirklichkeit führen. Es ist ja nicht nur so, daß wir nicht ruhen, ehe wir ruhen in Gott, sondern es ist auch so, daß Gott nicht ruht, ehe ER ruht in uns. Die Zeit der Lebensmitte ist in jedem Fall Zeit, in der Gott dem Menschen und der Mensch Gott näher kommen kann. Es ist nämlich mit der Zeit der Lebensmitte im Leben die Zeit gekommen, die Dinge der Religion nun nicht nur *auswendig*, sondern auch *inwendig* zu kennen. Die Stunde der Lebensmitte ist die Stunde, neu und anders die Erfahrung zu machen: Ich bin in Gott und Gott ist in mir. Es ist die Stunde, synchron zur „Initiation“ in eine neue und andere *Lebensgestalt* die „Initiation“ in eine neue und andere *Glaubensgestalt* an sich zu erfahren. Es ist durchaus angebracht, die Gunst dieser Stunde zu nutzen, denn wir werden zwar automatisch älter, doch automatisch reifer und automatisch frömmer werden wir nicht. Sollten wir aber in und jenseits der Lebensmitte werden: *reifer*, was *die Lebensgestalt* angeht, und *frömmer*, was *die Glaubensgestalt* angeht, und wir können das auch werden.

Reifer und frömmer werden in und jenseits der Lebensmitte heißt nun, das Auswendige nicht wichtiger als das Inwendige, das Äußerliche nicht wichtiger als das Innerliche, die Externa des Lebens und des Glaubens nicht wichtiger als deren Interna zu nehmen. Die Pflege der inneren Dinge des Lebens und des Glaubens muß jetzt, in der Lebensmitte, ein immer wichtiger werdendes Lebensthema sein. Selig die Augen, die jetzt lernen, auch nach innen zu schauen; selig die Ohren, die jetzt lernen, auch nach innen zu hören. Jedenfalls muß sich die Weise zu leben und zu glauben so wandeln, daß der „modus vivendi“ und „modus credendi“ der Lebensmitte nicht nur den Weg nach außen, sondern auch den Weg nach innen findet.

Der geistliche Indikativ und der geistliche Imperativ der Lebensmitte

Der Mensch, der die innige Nähe Gottes will, muß aber wissen, daß diese sich an die Bedingung, innige Nähe auch zu sich zu haben, knüpft. So jedenfalls hat NICOLAUS VON CUES (1401-1464) die Dinge gesehen und sie gewiß richtig gesehen. In dessen Schrift „De visione Dei“ findet sich nämlich auch ein Gebet, in dem Gott selbst die Antwort auf die Frage gibt, wie denn die Innigkeit dessen, daß sich Gott dem Menschen zu eigen gibt, nicht nur „idealiter“, sondern „realiter“ möglich ist.

Es ist dieses Gebet des dem Geheimnis des Göttlichen und Menschlichen sehr nahe gekommenen großen Gottesgelehrten, dessen „docta ignorantia“ in göttlichen und menschlichen Dingen doch auf gar keinen Fall die Ignoranz eines Ignoranten war:

„Niemand kann sich dir nahen, da du unnahbar bist. Daher erfäßt dich niemand, es sei denn, du schenkst dich ihm. Wie wirst du dich mir geben, wenn du nicht erst mich selbst mir gibst? –

Und wie ich im Schweigen der Betrachtung ruhe, antwortest du mir, Herr, in der Tiefe meines Herzens.

Und du sagst: Sei du dein, so werde ich dein sein!

O Herr, du Beglückung in aller Wonne, du hast es zur Sache meiner Freiheit gemacht, daß ich mein sein kann, wenn ich so gewollt habe. Gehöre ich nicht mir selbst, so gehörst auch du nicht mir.“

Der Mensch soll das Seine tun, sich näher zu sich zu bringen, dann tut Gott auch das SEINE, sich näher dem Menschen zu bringen. So die „Logik“ dieses Gebets, das in einmaliger „coincidentia oppositorum“ den Gegensatz aufhebt, sich zu eigen und Gott zu eigen zu sein. Nicolaus von Cues zeigt, daß dieser Gegensatz in Gott, in dem alle Gegensätze zusammenfallen, zusammenfällt und damit dann kein Gegensatz mehr ist.

Sie sei einfach zum Davonlaufen, die Lebenszeit der Lebensmitte – dieser Satz ist so oder ähnlich ab und zu von Frauen und Männern in diesem Lebensalter zu hören. Doch alle die, die jetzt daran denken davonzulaufen, erweisen sich und ihrem Leben damit keinen Gefallen. Sie laufen sich davon und damit auch Gott davon, und das ist ziemlich gegenläufig zu dem, was jetzt eigentlich laufen sollte. Geläufig sollte den Frauen und Männern jetzt sein, die Zeit der Lebensmitte Zeit wachsender Nähe sein zu lassen: wachsender Nähe zu sich und damit wachsender Nähe zu Gott.

Das kleine Pfingsten der Lebensmitte

Gelegentlich ist von der Lebenszeit der Lebensmitte gesagt worden, sie sei die große „Sturm- und Drangperiode“ des Erwachsenenlebens. So ganz falsch ist diese These nicht, denn einiges stürmt und drängt ja tatsächlich jetzt, da die Zeit der Lebensmitte da ist, auf den Menschen ein. Gar nicht so abwegig ist da der Gedanke, im stürmischen Lebensgeschehen der Lebensmitte auch das Wehen des Heiligen Geistes zu sehen, der „die Tiefen Gottes“ (1 Kor 2,10) erforscht und auch die Tiefen des Menschen. Was der Mensch der Lebensmitte braucht, ist, sich vom Geist Gottes buchstäblich durchwehen zu lassen, und weil er das braucht, sollte er darum auch beten.

Der Text der STEPHAN LANGTON (um 1150-1228) zugeschriebenen Pfingstsequenz „Veni Sancte Spiritus“ bietet sich dazu förmlich an:

Komm, o Geist der Heiligkeit,
aus des Himmels Herrlichkeit,
sende deines Lichtes Strahl!

Vater aller Armen du,
aller Herzen Licht und Ruh,
komm mit deiner Gaben Zahl!

Tröster in Verlassenheit,
Labsal voll der Lieblichkeit,
komm, du süßer Seelenfreund!

In Ermüdung schenke Ruh,
in der Glut hauch Kühlung zu,
tröste den, der trostlos weint.

O du Licht der Seligkeit,
mach dir unser Herz bereit,
dring in unsre Seelen ein!

Ohne dein lebendig Wehn
nichts im Menschen kann bestehn,
nichts ohn Fehl und Makel sein!

Wasche, was beflecket ist,
heile, was verwundet ist,
tränke, was da dürre steht.

Beuge, was verhärtet ist,
wärme, was erkaltet ist,
lenke, was da irre geht!

Heilger Geist, wir bitten dich,
gib uns allen gnädiglich
deiner Gaben Siebenzahl.

Spende uns der Tugend Lohn,
laß uns stehn an deinem Thron,
uns erfreun im Himmelssaal. Amen.

Das Gebet spricht Erfahrungen an, die so oder so auch im Leben der Lebensmitte von Frauen und Männern gemacht werden. So z.B. die Erfahrung, daß da Flecken und Wunden sind: die Flecken der Schuld, was ich anderen getan habe; die Wunden der Schuld, was andere mir getan haben. So z.B. die Erfahrung, in der Dürre ausgebrannten Lebens zu leben (Burn-out-Syndrom), innerlich und äußerlich (zu) hart zu sich und anderen geworden zu sein. So z.B. die Erfahrung, in Zeiten erkalteter Liebe zu Beruf

und Berufung, zum ehelichen „Du“ und zum „ewigen Du“ (MARTIN BUBER) zu leben, auf der Fahrt durchs Leben auf Irrfahrt zu sein.

Es sind dies – alles in allem – Erfahrungen der Trostlosigkeit, denen nur in der Kraft dessen beizukommen ist, der der „Tröster“ ist: der Heilige Geist. Er kann den Trost spenden, den das befleckte, verwundete, verhärtete, erkalte, verirrt Leben der Lebensmitte lebensnotwendig braucht. Denn der Heilige Geist ist der Geist, der wäscht, der heilt, der tränkt, der beugt, der wärmt, der lenkt und damit erfahrbar macht, daß Gott alles Dunkel der Lebensmitte in Licht wandeln kann.

„Frohe Pfingsten“ ist daher jeder Lebensmitte zu wünschen, denn ein kleines „Pfingsten“ braucht jede Lebensmitte. Gottes Geist muß in die Mitte der Lebensmitte kommen. Denn SEIN Geist ist der Geist, der alles neu macht – auch das Lebensgesicht der Lebensmitte.

TAULER, JOHANNES: Predigten, Band I-II. Vollständige Ausgabe. Übertragen und herausgegeben von Georg Hofmann. Einführung von Alois M. Haas (Christliche Meister; Bd. 2-3), Trier³1987.

Feminine Zugänge zu Maria

Das neue Bild der Frau von Christine de Pizan

In feministischen Kreisen gilt Christine de Pizan als eine der ersten feministischen Vordenkerinnen¹, die die Frauenverachtung anprangert. Ihr zu Ehren organisierte das Bonner Frauenmuseum im April '95 sogar eine Ausstellung.

Die Literatur des 13./14. Jahrhunderts beschäftigte sich nicht zuletzt mit Identitätsproblemen. Dabei liegt Christine de Pizan mit ihrer Frage nach Identität voll im Trend der damaligen Zeit. Ungewöhnlich und außergewöhnlich war allerdings, daß sie als Frau ihr Frausein thematisierte, sich mit der femininen Identität auseinandersetzte, ein Buch für Frauen schrieb und mit dieser Materie an die Öffentlichkeit trat. Christine de Pizan opponierte durch ihr Werk „Das Buch von der Stadt der Frauen“, „Le Livre de la Cité des Dames“ (1404-1405)², gegen die männlich normierte, frauenfeindliche Darstellung der Frau in Literatur und Philosophie. Das Werk ist eine feminine Vision, die sich an der Gestalt einer mittelalterlichen Stadt orientiert, die wiederum als Zufluchtsort für Frauen entworfen wird. Kaum beachtet wird jedoch bei allen feministischen, aber auch bei allen bisherigen Veröffentlichungen über „Das Buch von der Stadt der Frauen“ der mariologische Ansatz der femininen Anthropologie, der hier erstmals dargestellt wird.

Biographische Hinweise

Christine de Pizan wurde 1365 in Venedig als Tochter des italienischen Astrologen und Mediziners Tommaso di Benvenuto da Pizzano geboren. Als Dreijährige folgte Christine mit ihrer Mutter dem Vater an den französischen Königshof. Der väterliche Einfluß und das intellektuelle Milieu des französischen Königshofes weckten Christines Freude an Wissenschaft und Bildung. Mit fünfzehn Jahren wurde sie mit Etienne du Castel verheiratet. Sie führte eine glückliche Ehe, aus der eine Tochter und zwei Söhne hervorgingen. Etienne du Castel starb 1390, drei Jahre nach dem Tod von Christines Vater. Christine hatte für ihre drei Kinder, ihre Mutter und eine Nichte zu sorgen. Die Neigung zu Literatur und Wissenschaft rettete Christine und ihre Familie wirtschaftlich und geistig. Sie begann zu schreiben. Ihr literarisches Werk umfaßte Lyrik und Prosa, Geschichtsschreibung und Lehrdichtung, philosophische Werke, ein Buch vom Frieden, eine Staats-

lehre, politische Stellungnahmen, Briefe an die französische Königin und andere Persönlichkeiten. Über die Umstände ihres Todes, wahrscheinlich im Jahr 1430, ist nichts bekannt.

Das Bauprinzip des Buches

„Das Buch von der Stadt der Frauen (1404-1405)“ besteht aus drei Teilen: Der erste Teil erklärt, „weshalb und aus welchem Antrieb dieses Buch verfaßt wurde“. Er beschreibt das Erscheinen der drei Tugenden „Frau Vernunft“, „Frau Rechtschaffenheit“ und „Frau Gerechtigkeit“, die Christine den Auftrag erteilen, mit ihnen die Stadt der Frauen zu errichten, und den Beginn des Baus. Der zweite Teil handelt davon, „mit wessen Hilfe das Innere der Stadt konstruiert, errichtet und bevölkert wird“. Der dritte Teil erzählt, „auf welche Weise und mit wessen Hilfe die hohen Zinnen der Türme vollendet und welche edlen Frauen dazu ausersehen werden, die großen Paläste und hohen Wehrtürme zu bewohnen“.

Dem äußeren Aufbau in drei Teilen entsprechen drei Stufen des inneren Aufbaus, der in drei Abschnitten die Errichtung der Stadt der Frauen versinnbildlicht. Erstens: Mit der Errichtung der Mauern werden gewissermaßen die Natur und das Wesen der Frau wieder aufgebaut unter dem zweifachen Aspekt einer Lehre an die Männer und einer Lehre an die Frauen. Zweitens: Die innere Ausstattung der Stadt und ihre Bewohnerinnen verkörpern die geistigen Fähigkeiten der Frau und ihre geschichtliche Bedeutung. Drittens: Die hohen Türme, die Zinnen der Stadt und die Frauen, die sie bevölkern, sind Ausdruck für die Religiosität der Frau, machen aufmerksam auf die Bestimmung der Frau als menschliches Heilswesen³.

Um ihre Vision darzustellen, benutzt Christine Allegorien, die sie bei der Errichtung der Stadt begleiten. Sie verfolgt damit keinen rein formalen Zweck, sondern tritt in den Dialog mit „Frau Vernunft“, „Frau Rechtschaffenheit“ und „Frau Gerechtigkeit“ und läßt sie als argumentierende und handelnde Personen auftreten. Ihr analytischer Geist erörtert im Frage-Antwort-Spiel Fehler und Schwächen des weiblichen Geschlechts und die Vorwürfe und Verleumdungen der Männer an die Frauen. Die Fragen, die Christine an die drei Frauen richtet, und die daraus entstehenden Diskussionen stehen für die manuellen Tätigkeiten, wie z.B. das Ausheben der Erde, das Mauern, die innere Konstruktion der Stadt, die Vollendung der hohen Türme und der Zinnen.

Die „Exempel“ erfüllen durch ihre rühmenswerten Taten und Werke die Funktion des Baumaterials, sie sind Steine unterschiedlicher Art und Beschaffenheit. Christine schildert über hundert Frauengestalten und

-schicksale als solche „Exempel“, Frauen, die sich auszeichneten im Regierungsgeschäft, in der Wissenschaft, in ihrer Befähigung zum Studium, in Erfindungen, durch prophetische Gaben, durch die Liebe des Ehepartners, in der Verschwiegenheit, in ihrer Umsicht, im Rat, durch ihre Keuschheit, Beständigkeit, Treue, Tugendhaftigkeit und Heiligkeit⁴. Christine reiht sie als Beleg und Beweis auf, um die Vorwürfe und Verleumdungen an das weibliche Geschlecht zu entkräften und zu belegen, in welchem hohem Maße gerade Frauen diese Tugenden verkörpern.

FEMININE ZUGÄNGE ZU MARIA

Den Impuls, über das Wesen der Frau nachzudenken und das Buch von der Stadt der Frauen zu schreiben, erhielt Christine durch die Lektüre frauenverachtender Literatur. Sie schreibt: „In meinem Inneren war ich verstört und fragte mich, welches der Grund, die Ursache dafür sein könnte, daß so viele und so verschiedene Männer, ganz gleich welchen Bildungsgrades, dazu neigten und immer noch neigen, in ihren Reden, Traktaten und Schriften derartig viele teuflische Scheußlichkeiten über Frauen und deren Lebensumstände zu verbreiten. Und zwar nicht nur einer oder zwei oder nur jener Matheolus, der in literarischer Hinsicht völlig unbedeutend ist und Lügengewächse verbreitet, nein: allerorts, in allen möglichen Abhandlungen scheinen Philosophen, Dichter, alle Redner (ihre Auflistung würde zuviel Raum beanspruchen) wie aus einem einzigen Munde zu sprechen und alle zu dem gleichen Ergebnis zu kommen, daß nämlich Frauen in ihrem Verhalten und ihrer Lebensweise zu allen möglichen Formen des Lasters neigen“ (36).

Aus ihrer Frage nach dem Stimulus dieses frauenverachtenden Lesestoffes ergibt sich für Christine die grundsätzliche Frage nach der weiblichen Identität. Sie sucht nach einer Diagnostik der Pathologie weiblicher Verleumdungen und Beschimpfungen. Sie spürt, daß „Identität durchaus von außen, nicht unbedingt heftig, aber nachhaltig bedroht werden“⁵ kann. Sie versucht, ihre Identität wiederzufinden und gleichzeitig anderen Frauen den Weg zu ihrer Ganzheit aufzuzeigen und vorzuleben. Das ist für Christine das Motiv, die „Stadt der Frauen“ zu bauen. Sie artikuliert die anthropologische Frage: Was ist die Frau, was ist das ihr Gemäße?

Im Diskurs mit „Frau Vernunft“, „Frau Rechtschaffenheit“ und „Frau Gerechtigkeit“ erörtert und dechiffriert Christine die männliche Diffamierung der Frauen. Sie führt exemplarische Beispiele vor Augen, an denen sie ihr Bild der Frau markiert und verifiziert. Daraus erstet ein ganzer Katalog, der, gespickt mit femininen Attributen wie: innere Eigenständigkeit, scharfsinniger Intellekt, Bildung, schöpferisches Wirken, Stärke, Sanftmut,

Zurückhaltung, Schlichtheit, Ehrbarkeit, Demut, Treue, Liebe, Keuschheit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Kühnheit, Zivilcourage, Beharrlichkeit, Religiosität, die feminine Ganzheit neu hervorhebt. Sie vollzieht exemplarisch für ihre weibliche Leserschaft den Schritt vom Objekt, das in der Auseinandersetzung zum Subjekt der eigenen Geschichte und zugleich der Universalgeschichte wird. Der Mensch gewinnt Identität durch Bindung, hier ausgedrückt, zunächst durch Bindung an sich selbst.

Überdies betont Christine die moralische und intellektuelle Gleichheit von Mann und Frau und ihr gemeinsames Kindsein vor Gott. Beide sind von Gott geschaffen, beide sind seine Kinder. Für Christine ist die Frauenfrage keine gesellschaftliche, sondern eine sittlich-religiöse Angelegenheit⁶, ein Kriterium, das in heutigen feministischen Interpretationen kaum berücksichtigt wird. Die Diskussionen, ob und inwieweit Christines Position als feministisch anzusehen ist, dauern noch an. Christine postuliert: „Derjenige, der einen höheren Grad der moralischen Vollkommenheit besitzt, ist der Höhergestellte; nicht im Körper und im Geschlecht ist die Überlegenheit oder die Niedrigkeit von Menschen begründet, sondern in der Vollkommenheit der Sitten und der Tugenden“ (56). Hier wird evident, daß der erste Imperativ im Verhaltenskodex von Christine – ungeachtet der Geschlechtszugehörigkeit – Tugendhaftigkeit und moralische Vollkommenheit ist. Beide dienen als Selektionskriterien für die Bevölkerung der Stadt der Frauen.

Der Präsentationsrahmen des Werkes assoziiert immer wieder die Szene der Verkündigungsstunde. Auf die engelhafte Anfrage, die Stadt der Frauen zu bauen, antwortet Christine in marianischer Weise: „Wie soll das geschehen?“ Sie schlußfolgert: „... so weiß ich doch, daß Gott nichts unmöglich ist ...“. Sie stimmt das Magnificat an: „Deshalb lobe ich Gott von ganzem Herzen, desgleichen Euch, Ihr edlen Frauen, die Ihr mich zu der Ausführung eines so ehrenvollen Auftrags bestimmt habt, den ich frohen Herzens annehme. Vor Euch steht Eure Magd, zum Gehorsam bereit“ (48). Dieser Ausdruck der Bereitschaft ist sicherlich nicht zufällig. Christine drückt damit ihre Orientierung an Maria aus. Im Buch „von der Stadt der Frauen“ nehmen die Frauen wie Maria ihr „Geschick“ an, nicht still und stumm, sondern selbstbewußt, fragend mitdenkend und schöpferisch mitgestaltend. Christine setzt sich für die Rehabilitierung des femininen Wesens ein. Dabei erblickt sie in Maria den Idealtypus des Weiblichen. Der Begriff Idealtypus wird hier im theologischen Verständnis gebraucht und soll einerseits Maria als Vorbild und Urbild des Menschen ins Bewußtsein rücken, andererseits ihr Fiat als Heilsereignis in den Mittelpunkt stellen, durch das Gott sein Reich in Raum und Zeit verwirklicht.⁷ Christine verweist auf Maria, die die feminine Ganzheit ganz und vollkommen verkörpert, als Idealtypus des weiblichen Geschlechts, und hebt die „Macht“ der Frauen

hervor, eine „kleine Maria“ zu sein, durch und in der Selbsterziehung zur Tugend. Christine ist überzeugt, durch den Dialog mit Maria hineingenommen zu sein in das „Liebesbündnis“ zwischen Gott und Mensch, zwischen Erst- und Zweitursache, in der verähnlichenden Kraft der Liebe. Und gerade diese Beheimatung, diese Gebunden- und Verbundenheit eröffnet Raum für menschliche Freiheit, eröffnet den Raum für die Frauen, in dem sie ihr feminines Wesen, ungeachtet der gesellschaftlich imaginierten Weiblichkeit, entdecken, entfalten und bejahen können. „Frau Gerechtigkeit“ äußert sich folgendermaßen: „Es ist also nur recht und billig, wenn die Gemeinschaft aller Frauen diese hochgeborene und verehrungswürdige Fürstin darum bittet, es möge ihr in ihrer Demut und ungeachtet ihrer Erhabenheit, die alle Frauen winzig erscheinen läßt, gefallen, hier unter ihnen, in ihrer Stadt und ihrer Gesellschaft, zu leben“ (249). Christine anerkennt in demüthiger Haltung die Größe Mariens, die sie gerade deshalb in ihre Stadt einlädt und zur Herrscherin ernennt. Maria wird von allen Bewohnerinnen der Stadt mit dem Gruß des Engels „Ave Maria“ empfangen und gebeten, in die Stadt einzuziehen, Wohnung zu nehmen als Herrscherin, Verteidigerin und Beschützerin gegen die Angriffe des männlichen Geschlechts. Sie sehen in ihr eine Geschlechtsgenossin, die Verständnis als Frau für Frauen hat. Die unvollkommene Natur soll durch Maria als „Quell der Tugend“ geistige Nahrung finden und kraft dieser auf dem Pfad der Tugend voranschreiten.

Die Begrüßungsrede für Maria läßt sich als Weiheakt der tugendhaften Frauen an Maria begreifen, als ein gegenseitiger Bundesschluß mit beiderseitigen Verpflichtungen. Maria wird von den Bewohnerinnen der Stadt verehrt als „himmlische Königin“, als „Tempel Gottes“, als „Hort der Dreifaltigkeit“, als „rettungsverheißender Leitstern der Verirrten und Hoffnung der wahrhaft Gläubigen“ (250). Weil neben dem Glanz ihrer Vollkommenheit selbst das Schlechte verblaßt und Gott den Weg der Inkarnation über Maria als Zweitursache gewählt hat, müßten alle Männer, selbst wenn alle Frauen schlecht wären, sich hüten, das weibliche Geschlecht zu verunglimpfen und allein wegen der Größe Mariens die Frauen ehren. Maria antwortet auf die Herausforderung, in die Stadt einzuziehen, mit der Zusage, sich bei ihren Schwestern und Freundinnen niederzulassen. Ihre Zusage ist das Ja zum Bund zwischen ihr und den Bewohnerinnen. Sie erfüllt ihre Aufgabe als Verteidigerin, Beschützerin, als Schild gegen die Angriffe der Feinde. Aus ihr, der Kraftquelle der Tugend, können die Frauen schöpfen, um ihren Teil des Bundes, das Streben nach Tugendhaftigkeit, zu erfüllen. Maria bezeichnet sich selbst als das Haupt des weiblichen Geschlechts über die Zeiten hinweg, so wie es der Absicht des „Vaters im Himmel“ entspricht, verhandelt und angeordnet durch die Dreifaltigkeit. Der Dialog schließt mit den Worten von „Frau Gerechtigkeit“ und aller anderen

Frauen, die mit gebeugtem Knie und gesenkten Köpfen, ähnlich dem Gebet Ave Maria, antworten: „Dank und Preis gebühren Dir, oh Herrin, bis ans Ende aller Zeiten. Errette uns, Herrin, und halte für uns Fürbitte bei Deinem Sohn, bei dem Du alles vermagst“ (250).

Christine versucht, die Wahrheit ihres Wesens zu realisieren. Sie läßt immer wieder spüren, von wem sie sich getragen weiß, wo ihre Wurzeln liegen, nämlich im Glauben an den dreifaltigen Gott, an den Gott des Heils, an den Gott der Geschichte. Die Bewohnerinnen der Stadt ermahnt sie, mit diesem neuen Vermächtnis keinen Mißbrauch zu treiben und sich an Maria zu binden, die nach der Botschaft des Engels in ihrer Demut gewachsen war und sich selbst als Gottes Magd bezeichnet hatte. Christine macht die Frauen auf ihre Verantwortung aufmerksam, sich das Vermächtnis der Stadt als Gabe zur Aufgabe zu machen. Sie ermuntert alle Frauen, sich auf ein Leben in tripolarer Spannung von Freiheit, Bindung und Selbsterziehung einzulassen, gemäß dem Prinzip der Verkündigungsstunde: Herausforderung - Antwort - Zusage.

Zusammenfassung

Christine verkündet Identitätsfindung als religiöse Bindung, als Signifikanz für das Frei-Werden und das Werden in Freiheit, Raum schaffend für eine Gedanken- und Wertwelt, die der femininen Essenz näher kommt als die in Gesellschaft, Literatur und Philosophie übliche Darstellung der Frau. Christine spricht einer femininen Anthropologie das Wort, die die Frauen auf den Weg bringt, auf den zu ihrem Heil im dreifaltigen Gott. Dieser Weg läßt Frauen zum Subjekt der eigenen Heils-Geschichte werden, nicht in selbsterkennender Hybris, sondern mit marianischem Selbstbewußtsein.

Anmerkungen

- 1 vgl. Filter, C.: Je, Pizan. Emma 2 (1995) 83
- 2 Christine de Pizan: Das Buch von der Stadt der Frauen. Aus dem Mittelfranzösischen übertragen, kommentiert und eingeleitet von Margarete Zimmermann. München³1992 (Seitenzahlen im Text)
- 3 vgl. Rohrbach, M.: Christine von Pisan. Ihr Weltbild und ihr geistiger Weg. Bochum-Langendreer 1934, 43-44
- 4 vgl. Becker, P.A.: Zur romanischen Literaturgeschichte. Ausgewählte Texte und Studien. München 1967, 533
- 5 vgl. Gerl, H.-B.: Die bekannte Unbekannte. Frauen-Bilder in der Kultur- und Geistesgeschichte, Mainz²1989, 79
- 6 vgl. Dinzelbacher, P.: Mittelalterliche Frauenmystik. Paderborn/München/Wien/Zürich 1993, 59-60
- 7 vgl. Langemeyer, B.: Theologie im Dialog mit der Wirklichkeit. Hrsg. und eingeleitet von Klaus Wittstadt. Würzburg 1979, 76-77

Eine neue Seite am Diamant der Kirche Gottes

(...) Ich will darauf hinweisen, wie die Konservativen den Zeitströmungen gegenüberstehen. Sie wählen für sich den sichersten Weg. Aus Klugheit – und nicht selten auch aus Ängstlichkeit und Mangel an Wagemut und Kühnheit – überlassen sie alle Pfadfinderwagnisse in eine neue Zeit anderen Zeitgenossen.

Wer *Zeitenstimmen als Gottesstimmen* auffaßt und beantwortet, geht von dem Gedanken aus, daß jede Zeit in ihrer spezifischen Art nur einmalig ist: ebenso einmalig, wie jede Persönlichkeit. In der Zeit ist immer ein doppeltes Element lebendig und wirksam: ein überzeitliches und ein zeitbedingtes. Darum findet der Zeitenkundige und Zeitendeuter in ihr alten vertrauten Boden und vertraute Klänge; er betritt aber auch gleichzeitig unbekanntes und unerforschtes Neuland. Das Neuland ist im Maße unwegsam und in Dunkel gehüllt, als die Zeiterschütterungen tief und nachhaltig sind. Wer eine spezielle Aufgabe darin erblickt, Gott zum Herrn der neuen Zeit und die Gottesmutter zu ihrer Herrin zu machen, ist darauf angewiesen, die Sicherungen kühnen Mutes zu verlassen und abzustreifen, die kirchliche Entscheidung und herrschendes kirchliches Brauchtum der Gegenwart jeweils aufgeprägt hat. Beileibe stößt er nicht alles ab, was gestern und ehegestern in Geltung stand. Es gibt ja in jeder Zeit auch ein überzeitliches Element. Das nimmt er mit großer Ehrfurcht und Sorgsamkeit mit hinein in das Morgen und Übermorgen. Im übrigen tastet er sich kindlich-vorsehungsgläubig, wagemutig-kühn und schöpferisch-kraftvoll vor, um *Gottes Plan für die neue Zeit zu erkunden, zu entdecken und zu verwirklichen*. Dabei hat er den Mut, ein Einsiedler inmitten seiner Umgebung zu sein und die Gefahr auf sich zu nehmen, mitten im Lauf gestellt und von autoritativer Seite in Schranken gewiesen und auf eine Zeit verwiesen zu werden, in der Gott deutlicher als bisher seine Signale gibt.

Damit habe ich bereits in allgemeinen Umrissen Schönstatts und Pallottis Geschichte und Schicksal umrissen. (...)

Es ist bekannt, daß Schönstatt *das Ideal des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft mit dem Blick auf das neueste Zeiteufer* seit 1912 nicht nur gelehrt – das hätte kaum jemand übel genommen –, sondern auch mit außergewöhnlicher Kühnheit in Angriff genommen und allseitig zu verwirklichen getrachtet hat. Man denke u.a. an die vielen neuen Lebensformen, die sich bei uns seither – besonders bei den Marienschwestern – durchgesetzt haben. Wer tieferen Einblick in unsere Werkstatt gewinnen durfte, ist geneigt, sich mehr noch als über die Kühnheit, die wir dabei be-

wiesen haben, über die Tatsache zu wundern, daß wir so lange ungeschoren davongekommen sind und erst nach rund 40 Jahren auf stärkere offizielle Gegenreaktion stießen. Ein Zeugnis wird man uns jedoch sicher gerne ausstellen: daß wir das Wort „Vox temporis – vox Dei!“ wie kaum jemand aus unseren Zeitgenossen ernst genommen haben. Wir waren allezeit tiefgläubig *davon überzeugt, daß Gott es letzten Endes ist, der der Zeit die Weichen stellt und dadurch seine Wünsche und Entwürfe für Gestaltwandel in Welt und Kirche zum Ausdruck bringt.* Leider ist es nicht selten der Teufel, der Affe Gottes, der sich schnell und geschickt zwischen Gott und Menschen drängt und durch seine Helfershelfer dem Wandel ein unchristliches Gepräge zu geben versucht. Es scheint *in unseren Reihen wenige große schöpferische Führergestalten* zu geben, die die zukunftssträchtigen Ideen als vox Dei zeitig fassen, gläubig deuten und den Wagemut aufbringen, sie auf letzte Prinzipien zurückzuführen, um sie sodann kühn zu künden und sich schöpferisch auswirken zu lassen. Recht häufig zeigt sich hier *die Schwäche katholisch-überkonservativer Kreise.* So mag es kommen, daß wir in unserem Lager vielfach nachhinken, und daß wir uns nicht selten erst zu Wort melden, wenn es zu spät ist und die Welt schon ein neues Gesicht bekommen hat.

Nehmen Sie als Beispiel die Gemeinschaftsidee. Weil wir Katholiken die Zeichen der Zeit nach der Richtung nicht früh genug erkannt und nicht ernst genug beantwortet haben – obwohl wir in unserem Schoße schon allein durch die Idee des geheimnisvollen Leibes Christi die wertvollsten Ansatzpunkte, die wirksamsten Motive und die lichtvollsten Ziele haben –, hat der Marxismus zugegriffen; er hat sie in plumpester Weise ins Extrem übersteigert und als gefährlichen Zeitirrtum zu einer verhängnisvoll sich auswirkenden Geschichtsmacht gemacht. –

Spätere Historiker mögen sich anregen lassen, einmal eine eigene Studie über Schönstatts Geistigkeit im Sein und Werden im Zusammenhange mit der Geistesgeschichte der neuesten Zeit zu schreiben. Sie werden schwerlich eine zweite Bewegung finden, die so früh und klar, die so sicher und dauernd wie wir die Zeichen der Zeit verstanden hat. Es ist eine Bewegung, die sich erst in kleinsten und kleinen Kreisen entwickelt und sodann in weltweiten Dimensionen ausgewirkt hat. Auserwählungs-, Gegensatz- und Sendungsbewußtsein haben alle Hindernisse überwinden lassen, so daß uns niemals der Vorwurf treffen kann: „Ihr widerstrebt zu allen Zeiten dem Heiligen Geiste.“ Seit 1912 ist Schönstatt bis heute niemals von der einmal als gottgewollt erkannten und geprägten Linie abgewichen. Alle geistigen Strömungen haben sich an seinen Mauern gebrochen. Alles Wertvolle davon nahm es in sich auf und gliederte es sich ein: im Kern aber ging es ruhig und sicher – den Blick nach oben und nach unten gerichtet – seinen Weg

weiter. Das Ideal, das die Vorgründungsurkunde gekündet, hat sich in der Folge als das Problem der Zeit erwiesen, das der Heilige Geist gelöst wissen will. Keine Macht der Welt hat uns im Laufe von 40 Jahren davon abgebracht. Unsere einzige große Sorge war allezeit, herauszufinden, in welcher Weise das ewige und unwandelbare Wort Gottes in der Jetztzeit konjugiert, oder in welches Gewand die *philosophia et paedagogia perennis* gekleidet werden wollte. Anders ausgedrückt: es ging darum, herauszuhören, was der Zeitsender auf der Zeitwelle uns als Gottesbotschaft zu künden hat. Eine besondere Aufgabe glaubten wir allezeit darin zu finden, *den Geist der Zeit der Schutzhaft zu entreißen, in die der Zeitgeist durch Gewalten der Finsternis ihn geschlagen, und dem Zeitgeist die Protest- und Trotzhaltung zu nehmen*, die er mit dem Pubertätsalter gemeinsam hat, *solange man ihm keine positiven Ziele gegenüberstellt*. So hoffen wir, dazu beitragen zu dürfen, daß recht bald das Wort geschrieben werden darf: „Also schwieg Zarathustra.“ Er schwieg, weil der Geist der Zeit den Zeitgeist überwunden und Christus und seine Mutter zu den Beherrschern der Welt gemacht hat.

Was wir dabei erreicht – oder besser: was Gott und Gottesmutter durch uns als ihre Werkzeuge erreicht haben –, und wie es und unter welchen Verhältnissen es gleichsam „aus Nichts“ zustande kam, ist so bewundernswert, ist so außerordentlich groß, daß es ohne ganz besondere Führung von oben und ohne überreichlich flutende Gnadenquelle aus unserem Heiligtume einfach unverständlich ist.

Die augenblicklichen Prüfungen beweisen keineswegs das Gegenteil. Sie sind bei der Größe des Doppelunternehmens und bei den furchtbaren Erschütterungen der Zeit als Siegel auf die Göttlichkeit des Werkes anzusprechen. (...) Man darf es auch nicht als übles Zeichen deuten, daß die Auseinandersetzung so lange dauert. Was bedeutet ein Jahrzehnt bei einem so tief einschneidenden säkularen Werke. Und dazu bei einem Werke, bei dem die Begegnung zwischen Zeit und Kirche so umfassend und tiefgreifend ist. Schließlich darf man auch nicht vergessen, was Kardinal Newman sagt. Er nennt Ungeduld „die Wurzel aller Häresien“. Gerade weil wir es verstehen, ausgeprägt kirchlichen und christlichen Geist miteinander zu verbinden, glauben wir uns vor dieser Wurzel sicher. Wir warten mit Ruhe, bis unsere Zeit gekommen ist.

Ich spreche ferner von den *furchtbaren Erschütterungen der Zeit* und bringe sie in *Zusammenhang mit unserer Sendung*. Vielleicht gibt es wenige Zeitgenossen, die dieses Thema so oft und so vielseitig abgewandelt und so viele praktische Folgerungen daraus gezogen haben. Ich würde mich jedoch nicht wundern – das sei nebenbei bemerkt –, wenn sich inzwischen manche Schönstatter von meinen Deutungen distanzieren und sich, mit Berufung

auf ähnlich geartete Epochen, die gut überwunden worden seien, in ihr Schneckenhaus zurückgezogen hätten, um ungestört ihren geruhsamen Weg weitergehen zu können. Gewiß hat der Heilige Vater sich in der Folge in allen Fragen auf denselben Boden gestellt und uns somit nachträglich – wie in unserer Auffassung von vielen anderen kirchlichen Grundströmungen – legitimiert. Gebe Gott, daß wenigstens sein Ruf zeitig gehört wird. –

Es gibt Völker und Nationen, die nicht müde werden, sich auf das Wort zu berufen: *Vox populi, vox Dei* (Volkes Stimme, Gottes Stimme), und von da aus ihre Normen zu beziehen. Wir achten nach wie vor unentwegt sorgfältig auf die Zeitenstimmen und deuten sie als göttliche Weisungen und Wünsche. Darum unsere Gegenparole: *Vox temporis, vox Dei* (Zeitenstimme, Gottes Stimme). Dabei legen wir auf zwei Arten von göttlicher Sprechweise besonderes Gewicht. Die erste Art haben wir seit Jahr und Tag in den bekannten Ausdrücken aufgefangen: *Endzeit und Zeitenende*. Wir wollen damit sagen: Gott spricht in seiner Weise anders zu uns durch die Endzeit und durch das Zeitenende. Die andere Art *unterscheidet* in allen Lagen und Situationen *das Heilsgeschehen vom Weltgeschehen*. Anders ausgedrückt: sie kennt in der jeweiligen Zeit *eine apokalyptische, d. h. eine scheidende* und verurteilende, *und eine positive Note*. Positiv insofern sich in ihr eine andere Erscheinungsweise der Fülle Christi, d. h. des sozialen Leibes des erhöhten Herrn der Geschichte oder, was dasselbe besagt, *eine neue Seite am Diamant der Kirche Gottes* zum Preise seiner Herrlichkeit kundtut. Wir pflegen in dem Zusammenhange vom gottgewollten Gestaltwandel der Kirche zu sprechen.

Unter *Endzeit* verstehen wir *die Zeit von Christus an bis zum Weltenende*. Von *Zeitenende* oder von *apokalyptischer Zeit* sprechen wir in doppeltem Sinne: im eigentlichen oder engeren und im uneigentlichen oder weiteren Sinn des Wortes. Im ersten Fall ist *apokalyptische Zeit* gleichbedeutend mit *Weltenende*. Im zweiten Fall will die *Zeit* als *furchtbares Vorspiel eines noch schrecklicheren Endspiels* aufgefaßt werden. Im letzteren Sinn reden die Päpste – wir tun dasselbe – von der heutigen Zeit wie von einer apokalyptischen und deuten sie als beschleunigte Heimholung und Heimkehr der Auserwählten durch Christus Jesus (und seine gebenedeite Mutter) im Heiligen Geist zum Vater; oder als einen außergewöhnlichen Geburtshelfer Christi in den Seelen der Auserwählten... Weil niemand die *Zeit* und die *Stunde* kennt, die der Herr in seiner Macht zu seiner Wiederkehr bestimmt hat, um die Toten und die Lebendigen zu richten, wagt kein Sterblicher, der im Geiste des Glaubens die Zeichen der *Zeit* sieht und deutet, im Zusammenhang mit der heutigen Lage vom *Weltenende* oder vom *Zeitenende* im eigentlichen Sinne des Wortes zu sprechen. Wer jedoch aus geistiger Leben-

digkeit heraus ohne Kontrolle des Geistes und Glaubens sich hemmungslos dem hingibt und ausliefert, „was sich gerade tut“, kommt sehr schnell zu *falschen Diagnosen und Prognosen...* Die *außergewöhnliche Angstpsychose der Völker* am Beginn eines Atomzeitalters ist der beste und fruchtbarste *Nährboden für irrigen Adventismus und falschen Messianismus* jeglicher Art.

Damit berühren wir bereits die besondere Eigenart der gegenwärtigen außergewöhnlichen Zeitenwende. *Oft schon ist im Laufe der Geschichte eine aufgebrauchte, zeitbedingte christliche Gestalt der Welt untergegangen, um einer anderen Form Platz zu machen* und so Christi Fülle von einer neuen Seite und Sicht aus zu enthüllen. Und dieser Gestaltwandel war allezeit an seinen Enden und Wenden mit erschütternden Geburtswehen oder apokalyptischen Ängsten verbunden. Diese Tatsache will als eine große Selbstverständlichkeit gebucht werden, die keine sonderliche Aufmerksamkeit verdient. Dieses Mal kommt aber ein Neues hinzu, das bisher in dieser Form noch nie dagewesen ist. Die Menschheit hat durch die Atomwaffen die Möglichkeit, in ihrer lockeren, in ihrer ungeschickten und nicht selten frevelhaften Hand, sich selbst als Ganzes zu vernichten und auszulöschen. So bezeugen uns die Fachgelehrten. Otto Hahn, ein anerkannter Atomforscher, erklärt: „Es wurde ausgerechnet..., daß 10 große Wasserstoffbomben, mit viel Cobalt umkleidet, eine so große, viele Jahre wirksame Aktivität an Cobalt 60 ergeben, daß das Fortbestehen der Menschheit damit ernstlich gefährdet würde, ganz gleich, wo die Bomben gefallen sind... Die Tatsache besteht, daß die Menschheit heute oder in naher Zukunft wirklich in der Lage ist, sich selbst auszulöschen.“ (...)

Solcher Wechsel und Wandel der Lage hindert uns jedoch keineswegs, nach wie vor gläubig festzuhalten, daß *auch im Atomzeitalter Gott der Herr der Geschichte* ist, und daß er allein das Weltenende zu bestimmen hat. Andererseits wird uns aber von hier aus auch verständlich, weshalb die Geburtswehen der jetzt neu heraufziehenden Zeit so erschreckend groß und tief sind. Daß wir, die wir vermeinen, für die neueste Zeit eine besondere Sendung zu haben, stärker als andere in diese Wehen hineingezogen werden, erachten wir als eine besondere Ehre, als eine Bevorzugung: als das göttliche Siegel auf unsere Berufung. Die Welt wird nur durch das Kreuz und den Gekreuzigten erlöst... Wer miterlösen, wer eine so tief zerrüttete Welt wie die unsere miterlösen helfen darf, gehört schlechthin in des Gekreuzigten nächste Nähe neben die schmerzreiche Dauerhelferin und Dauergefährtin des Welterlösers. In diesem Zusammenhang deuten wir Blankovollmacht, Inscriptio und Englingweihe... Wir erblicken darinnen ein Gnadengeschenk von oben und einen menschlichen Beitrag zur miterlösenden Tätigkeit der MTA von unserem Heiligtume aus.

(aus: Brief an Pater General Möhler vom 10.5.1956)



Karl Leisner als Schönstätter

Der Seligsprechungsprozeß für Karl Leisner steht vor dem Abschluß, möglicherweise wird der Heilige Vater ihn bei seinem Deutschlandbesuch im Juni dieses Jahres als Seligen der Kirche verkünden.

Wer nach dem Wurzelgrund forscht, aus dem Karl Leisner die Kraft zu einem vorbildlichen christlichen Leben und zu einem heiligmäßigen Sterben gewonnen hat, stößt zuerst auf den Einfluß seiner Familie und seiner gläubigen Eltern. Dort wurde auch seine kindliche Verehrung der Gottesmutter grundgelegt. Sodann sind die Erfahrung einer lebendigen Glaubensgemeinschaft in der Heimatgemeinde und die Ausstrahlung ihrer Priester zu nennen. Vor allem aber kann nicht übersehen werden, wie sehr „das Erwachen der Kirche in den Seelen“ in der katholischen Jugendbewegung seiner Zeit, die ihre spirituelle Kraft vor allem aus der Heiligen Schrift und der Liturgie schöpfte, in ihm eine starke Ergriffenheit für Christus und ein apostolisches Verantwortungsbewußtsein für die Jugend weckte und speiste, der er noch während seines Theologiestudiums als Diözesanjugendscharführer der Diözese Münster dienen durfte. Begegnungen mit charismatischen Persönlichkeiten (wie z.B. mit Generalpräses Wolker) oder mit geistlichen Gemeinschaften (wie z.B. mit den Benediktinern von Gerleve) berührten ihn nachhaltig. Im KZ Dachau war er mit dem Jesuitenpater Otto Pies freundschaftlich verbunden. Dieser hat Karl Leisner nicht nur im Lager, sondern auch in seinen letzten Lebenswochen in einem Sanatorium in Planegg mit beeindruckender Hingebung begleitet. Dieser Kontext seines Lebens findet in den vorhandenen Lebensbeschreibungen seine angemessene Darstellung.

Weniger bekannt ist, was Karl Leisner mit Schönstatt verbindet und was Schönstatt für sein geistliches Reifen bedeutet. Das mag verschiedene Gründe haben. Er wird seine Zugehörigkeit zur Schönstattbewegung dort, wo man das nicht erwartete, nicht besonders herausgestellt haben. Sodann ist es für „Außenstehende“ nicht leicht, das „Eigentliche“ in Schönstatt in den Blick zu bekommen und angemessen darzustellen. Es darf aber kein Zweifel bestehen, daß Karl Leisner ein echter Schönstätter war, gerade auch darin, daß er es anderen gegenüber in einer zurückhaltenden und unaufdringlichen Weise war. Ich möchte in chronologischer Ordnung einige Zeugnisse zusammenstellen, die seine Verbundenheit mit Schönstatt beleuchten. Sie belegen seine Hingabe an Maria als Mater ter admirabilis

(= MTA) von Schönstatt, der er sich geweiht hat, und seine Liebe zu ihrem Heiligtum in Schönstatt. Sie zeigen ihn als treues und aktives Mitglied in der Gemeinschaft seiner Theologen- und später Jungpriestergruppe des Apostolischen Bundes in Münster und in der Schönstatt-Priestergruppe im KZ Dachau. Durch seine Gruppe nahm er am Leben der Gesamtbewegung teil und war mit ihr - zumal in Dachau - dem Wirken ihres Gründers zuge- tan. Aus den nachstehenden Zeugnissen geht schließlich hervor, wie beson- ders seit 1939 die Gemeinschaft seiner Schönstattgruppe die Ernsthaftigkeit und Richtung im Streben Karl Leisners mitgeprägt hat.

I.

Die Ostertagung und anschließende Exerzitien des Apostolischen Gym- nasiastenbundes 1933 in Schönstatt wurden für Karl zur ersten Begegnung mit Schönstatt. Ein Schulkamerad, der Schönstätter war - Josef Vermeegen -, hatte ihn dazu eingeladen. Das Echo findet sich in seinen Aufzeichnungen:

„Da geschieht für mich das Einschneidende, daß Jupp V. mich mit den Größ- ren mitnimmt zur Tagung und zu den Exerzitien des Gymnasiastenbundes in Schönstatt. Die zwei stillen Tage dort oben im ersten keimenden Frühling auf den nahen Höhen des Westerwaldes und im stillen Gebet im Kapellchen vor dem Gnadenbild der Dreimal Wunderbaren Mutter, oder die abendlichen sakra- mentalen Andachten - mächtig hatte das alles in meine Seele gegriffen. Das ganze zurückgetretene tief schlummernde Priesterliche und Ritterliche in mir war tief erregend wachgestoßen und entflammt.“

In einem seiner Tagebücher schreibt er rückschauend auf sein bisheriges Leben: „Ostern 1933. Die herrlichen Schönstattexerzitien. Von da ab Wende zum Apostolat in der Jugend.“

Nach dem Beginn seines Theologiestudiums 1934 in Münster schließt er sich einer Theologengruppe des Apostolischen Bundes von Schönstatt an. Geistliche Tagesordnung, Partikularexamen und monatlicher Rechens- chaftsbericht an den Seelenführer gehören zu den Bundespflichten und werden ihm zu einem wertvollen Hilfsmittel seiner Selbsterziehung. Monatlich berichtet er die Erfüllung seines Rechenschaftsberichtes dem Gruppenführer. Auch nach seiner Verhaftung noch und von Dachau aus hat er treu seinem Gruppenführer Heinrich Tenhumberg Meldung gemacht.

Auf der Heimfahrt vom Auswärtsstudium in Freiburg 1936/37 macht er in Schönstatt Halt und bringt die Nöte einer schweren inneren Krise zur Got- tesmutter ins Kapellchen. Seine Bundesgruppe in Münster erarbeitete sich

ein eigenes Gruppenideal, das für Karl zum „Formprinzip seines Lebens“ wurde: „Sacerdotem oportet offerre“ - später wurde noch hinzugefügt: et offerri (Der Priester muß opfern und geopfert werden). Einer aus der Gruppe, Josef Brink, würdigte 1952 vor den Mitbrüdern der Gruppe Karl Leisner als einen echten Schönstätter. Er fand die ungeteilte Zustimmung seiner Mitbrüder:

„Wir, die wir seit an seit mit ihm gingen, im Studium, in Freizeit und Spiel, in der Jugend- und Gruppenarbeit, in persönlicher, privater Begegnung, in den Semestern wie in regelmäßigen Ferientreffen und Kursen in Schönstatt oder von der Schönstattgemeinschaft in Epe, Altenberg, Twistring bei Bremen und in Südoldenburg, können feststellen, daß Karl Leisner gerade aus seiner Beheimatung in Schönstatt und seiner Geisteswelt die großen Impulse für seinen heroischen Einsatz in der katholischen Jugend fand.“

II.

Das Jahr 1939 war für Karl Leisner das Jahr seiner Diakonatsweihe (am 25. März). Als seine Freunde aus der Schönstattgruppe die Priesterweihe empfangen, weilte er im Lungensanatorium in St. Blasien. Die Hinfahrt hatte er in Koblenz unterbrochen, um im Kapellchen in Schönstatt seine Weihe an die MTA zu erneuern. Die Schönstattfamilie wollte im Jahr 1939 der MTA „Blankovollmacht“ geben. Auch Karls Gruppe machte da mit. Dies lag ganz in der Linie des Gruppenideals „sacerdotem oportet offerre“. Außerdem hatte die Lebensgruppe eine Art „Noviziat“ begonnen unter Anleitung des Münsteraner Kaplans Bernhard Burdewick, der damals nach Schönstatt freigestellt war. Ihm berichtet Karl:

„Ja, es konnte einem tatsächlich einmal einsam werden, und ich habe mich doch manchmal stundenweise in der Trübsal befunden, aber da ist mir immer wieder das wunderbare Psalmwort aus dem 4. aufgestiegen: ‚in tribulatione dilatasti mihi‘ (in meiner Trübsal hast Du mir geholfen) - und selten hab ich das nachfolgende ‚miserere mihi‘ (erbarme Dich meiner) so lebendig gebetet wie hier zu Zeiten. - Wenn's wirklich einmal ganz düster wurde, dann hab ich mich ins Kapellchen gekniet und die MTA kindlich angefleht um ihren mächtigen, mütterlichen Schutz. Überhaupt hat der Besuch auf der Herreise bei ihr das Tiefste diesen Tagen aufgeprägt...“

III.

Am 15.12.1939 schrieb Karl Leisner aus dem Gefängnis in Freiburg (Johannerstraße 8) an seinen Gruppenführer Heinrich Tenhumberg:

„Mein lieber Heini! Aus dem lieben alten Freiburg, unserer alten Studentenstadt – seligen Gedenkens! – Dir einen ganz zünftigen, frohen Brudergruß. Ich weile hier – Welch plötzliche Veränderung – seit 9. XI. abends – in carcere. Also erschrick bitte nicht allzusehr und fasse Dich, wie ich mich gefaßt habe ‚nel spiritu del schecco bianco‘!... (Im Geist der Blankovollmacht). Nachdem man mich von St. Blasien hierher befördert hatte, führe ich nun hier als Euer frater absens, aegrotus captivusque (Euer abwesender, kranker und gefangener Bruder) ein ‚monadenhaftes Dasein mit eremitischem Einschlag‘. Die 6. Woche beginnt heute schon. Die Zeit ist dank der Hilfe Gottes schön und gut und nützlich verbracht worden. – Ob mir das Christkind die Freiheit beschert oder was kommt, weiß ich genauso wenig wie Du. Also wollen’s ganz getrost dem guten Vater im Himmel und unserer lieben MTA und der Gestapo überlassen, wie’s wird. Es wird schon recht werden...“

Er bedankt sich noch für eine Karte von Tenhumberg und bittet, „alle Brüder“ von ihm zu grüßen. Kaplan Burdewick schreibt an die Mitglieder der Gruppe und bittet sie, Karls Eltern in ihrer Not beizustehen. Er selber war „nach Kleve gefahren, um seine Eltern zu treffen und ihnen durch den Beweis unserer Anteilnahme ein wenig Trost zu geben“. Er ermutigt zu einer Gebetshilfe für Karl und macht den Vorschlag, die Tage der adventlichen O-Antiphonen ihm zu schenken und gelegentlich das heilige Meßopfer für ihn darzubringen. Heinrich Tenhumberg hielt noch über die Kriegszeit hinaus mit der Familie, besonders den Eltern von Karl, guten persönlichen Kontakt.

IV.

Als Pater Josef Fischer im Juni 1941 ins KZ Dachau kam, begann sich unter seiner Leitung eine Gruppe von Schönstattpriestern zu bilden. Karl Leisner, der seit Dezember 1940 in Dachau war und zu dieser Zeit noch zum Priesterblock 26 gehörte, schloß sich der Gruppe an. Im November 1941 übernahm Pater Albert Eise die Führung der Gruppe. Im März 1942 mußte sich Karl wegen seiner Lungentuberkulose in das Lagerrevier begeben. Außer kurzen Unterbrechungen hat er die Krankenbaracken nicht mehr verlassen bis zur Befreiung im Mai 1945. Im Sommer 1942 mußte die Gruppenarbeit wegen der extremen Hungersituation ganz eingestellt werden, nur Einzelkontakte wurden bewußt weitergepflegt. Erst nach Pfingsten 1943 konnte sie wieder aufgenommen werden. Es wurden zunächst drei Gruppen gebildet. Karl Leisner kam in die Gruppe von Kaplan Heinz Dresbach. Im Frühjahr 1944 erarbeiteten sie ihr Ideal und einigten sich auf die Formulierung „victor in vinculis“ (Sieger in Fesseln). Karl Leisner nahm vom Revier aus regen Anteil. Die Gruppenmitglieder standen in

brieflichem Kontakt mit ihm, gelegentlich gelang es auch, ihn im Revier zu besuchen. Als Beispiel soll ein Antwortbrief von Karl an zwei Gruppenmitglieder vom Ende Februar 1944 dienen, die beide mit Vornamen Hermann hießen (Richarz und Dümig). Karl nimmt darin Bezug auf das Fastenprogramm der Gruppe, das die erste Woche als Bußwoche gestaltete. Er schreibt:

„Liebe Hermännchen! Für Eure lb. beiden Briefe dank ich Euch sehr. Haben mir Seel und Gebein erfrischt mit ihrem guten geistigen Gehalt und ihrem Humor. Habe mir die beste Mühe gegeben, die Bußwoche mitzuerleben. Bekam von oben noch eine Portion ‚Nachschlag‘ durch eine gemeine Denunzierung eines ‚Kameraden‘, dem ich etwas besorgt hatte. War aber weiter nicht wild, nur etwas ärgerlich und deshalb heilsam.

In Euer tägliches Gebet und Leben der Gnade empfehle ich mich sehr; denn mit dem Gesundwerden will's nicht recht vorwärts gehen. Es ist eine unerhörte Nerven- und Geduldsprobe.

An Heinz bitte zum 1.3.: R.B. in Ordnung.

Frohen Sonntagsgruß Euer Karl.

NB. Entschuldigt, ich schreibe so kurz, weil ich müde bin.“

V.

Die Priesterweihe von Karl Leisner am Sonntag Gaudete, dem 17. Dezember 1944, und die Primiz am 26.12. waren Ereignisse und Erlebnisse für den ganzen Priesterblock und darüber hinaus. Die Schönstätter im Lager nahmen an dieser Freude natürlich teil. Seine Gruppe „victor in vinculis“ gestaltete ein eigenes Primizandenken mit dem Symbol des Gruppenideals. Auf einem anderen Andenken war das Gruppenideal seiner Münsteraner Gruppe zu lesen: „sacerdotem oportet offerre“. Die Schönstätter schlossen sich den allgemeinen Glückwünschen an. Ihr besonderes Primizgeschenk war eine Abschrift der Tagzeiten, die Pater Kentenich – nicht zuletzt auf Drängen der Gruppe „victor in vinculis“ – wenige Wochen zuvor verfaßt hatte. Aus einer Chronik von Hermann Richarz geht hervor, daß Heinz Dresbach am 21. Dezember die einmalige, heimliche Gelegenheit hatte, trotz Verbots Karl einen Besuch im Revier zu machen. Richarz schreibt:

„Es war meines Wissens das letzte Mal, daß er mit Karl persönlich sprechen konnte. Die spätere Entwicklung der Verhältnisse des Krieges und des Lagers und der Aufenthalt Karls im Revier erlaubten nicht, ihn noch einmal zu treffen. Heinz saß auf dem Bettrand, und Karl strahlte über sein ganzes fiebriges Gesicht vor Seligkeit, daß er nun Priester sein durfte... Sein Besuch dauerte eine geraume Zeit. Jedesmal wenn er gehen wollte, weil er fürchtete, ihn zu überanstrengen, bat Karl ihn, er solle noch etwas bleiben. Er war so mit Freude erfüllt, daß er von der Anstrengung nichts zu merken schien. Am Schluß kniete Heinz

im schmalen Gang zwischen den Betten nieder und durfte den Primizsegen des todgeweihten Neupriesters und Martyrers empfangen...“

Am 22. Januar meldete sich Karl erstmals schriftlich nach seiner Priesterweihe bei seiner Gruppe. Gruppenführer war jetzt Hermann Richarz. An ihn meldet er für Dezember auch noch den monatlichen Rechenschaftsbericht. (Die vielen Abkürzungen im Brief sind um der besseren Lesbarkeit willen hier ausgeschrieben):

„Dachau, den 22.1.1945

Lieber Hermann!

Zunächst Dir und Euch in der Gruppe meinen herzlichen Dank für Eure frohe Mitfeier und Teilnahme an den Gnadentagen. So nach und nach verklingen die heiligen Erlebnisse in der Seele. Darum komme ich jetzt erst zur schriftlichen Antwort auf Deinen Primizbrief mit Euer aller feinem Glückwunsch. An Pater Kentenich und Pater Fischer besonderen Dank für die feinen MTA-Horen, die mir große Freude machten. Vor lauter Begeisterung hab ich, glaub ich, den Rechenschaftsbericht für Dezember nicht gegeben. Er war in Ordnung: wie selten gute Zeit der Gnade. Diesen Monat bemühte ich mich um Vertiefung des empfangenen Gnadengeschenkes: Priesterlichen Geist täglich zu wecken, zu üben und zu erneuern. Es ist nicht leicht, nach solch überwältigenden Ereignissen in die alten Geleise zurück zu finden. Durch Euer Gebet und Opfer war's so fruchtbar. - Das Gruppenbild gefällt mir. Es erinnert mich an alle Gefangenenstunden und die große Liebe und Treue der MTA in dieser langen Zeit. So etwas Vorgesmack vom ‚Victor-Sein‘ durfte ich in den vergangenen Wochen so ganz tief erfahren. Nach der Konsekration in der Primizmesse war's mir, als stände ich vor unserem König als sein Ritter und Sieger. Und der lieben MTA hatte ich mich vorher ganz anempfohlen. Es war mir, als ob sie als Schutzherrin jeden Schritt und jede Handbewegung lenkte und segnete. Ich meine, so glücklich noch nie gewesen zu sein. Und Eurer Liebe danke ich dafür.

Und in der großen Sehnsucht nach dem Victor-Werden wollen wir uns weiter gegenseitig stärken und segnen. Die MTA wird uns auch diese letzte und vielleicht schwierigste Etappe gnädig schützen und führen. Mit der Gesundheit geht es seit der Primiz ständig zäh bergauf.

In froher Verbundenheit grüßt Dich und Euch

Dein und Euer Karl.“

VI.

Karl Leisner erlebte im Krankenrevier von Dachau die Ankunft der Amerikaner am 29. April 1945. Von den deutschen Priesterhäftlingen in Block 26 war ein beträchtlicher Teil schon entlassen worden, unter ihnen auch Pater Kentenich und die meisten Schönstätter. Andere waren unter den 7000 Häftlingen, die am 26. April unter SS-Bewachung sich nach Süden in

Marsch setzen mußten. Pater Otto Pies half Karl, am 4. Mai aus dem KZ herauszukommen und im Waldsanatorium Planegg Aufnahme zu finden. Am 28. April fing Karl wieder an, Tagebuch zu schreiben. Pater Pies kümmerte sich in diesen letzten Wochen seines Lebens hingebend um Karl. Dieser war ihm dafür überaus dankbar, wie die Tagebuchnotizen zeigen. Er fühlte sich geborgen in der Sorge guter Ärzte, der Schwestern und anderer, die sich rührend um ihn kümmerten. Tiefe Rührung überkam ihn, als Vater und Mutter ihn besuchten.

Die Notizen zeigen aber auch, wie sehr er sich geborgen wußte im Vertrauen auf die Gottesmutter, die MTA. Am 28. April schreibt er: „Gott wird helfen! M.h.c.“ (Mater habebit curam – die Mutter wird sorgen). Am 1. Juni notiert er im Rückblick: „Am Fronleichnamstag den Mai mit Dank an die MTA beschlossen.“ Freudig überrascht war er, als er am 27. Mai Besuch bekam von Hermann Richarz, dem letzten Gruppenführer seiner Gruppe. Am 29. Mai war er mit ihm und einem anderen Besucher zum Essen zusammen. Am 20. Juni erreichte ihn ein Abschiedsbrief von Richard mit einer Überraschung. Er notiert:

„... Am Nachmittag Wunsch, die Schönstatthoren zu haben. Abends Abschiedsbrief Herm. Richarz mit Beilage derselben. Ein wunderbarer Fingerzeig der MTA. Radikales Vertrauen! Sie ist meine beste Mutter!“

Nach seinem Tod fand man die Abschrift der Horen in seinem Neuen Testament. Wie oft mag er das Einleitungsgebet zu jeder Hore gebetet haben:

„Im Geiste knie ich vor Deinem Bilde,
Du Dreimal Wunderbare, Starke, Milde,
vereint mit allen, die sich Dir geweiht
und für Dein Reich zu sterben sind bereit.“

Am Samstag, dem 5. Mai, dem Fest Mariä, der Patronin Bayerns, hält er u. a. fest:

„Blumen auf dem Tisch. Das Kruzifix an der Wand. Die Schwester bringt noch das Kölner Dombild von Stephan Lochner von Unserer Lieben Frau. Alles empfehle ich ihr. Meiner geliebtesten heiligen Mutter. M.h.c.! Oft grüße ich sie mit Tränen in den Augen.“

In seiner letzten Stunde schaute er auf sie. Sein letztes Wort, das er in sein Tagebuch schreiben konnte, nannte und grüßte die MTA:

„Mittwoch, den 25.7.1945:
...Nachmittags von 2-5 Uhr mit Mutter über die liebe zerstörte Heimat und ihre Menschen geplaudert. Zu lang. So, jetzt schlafen; es ist 9.20 Uhr abends. Gute Nacht, Ewiger, Heiliger Gott, liebe MTA, liebe Heiligen alle, alle lieben Lebendigen und Toten, nah und fern! Segne auch, Höchster, meine Feinde!“

VII.

Die Verbundenheit Karl Leisners mit der MTA und ihrem Heiligtum in Schönstatt, auch mit seinen Freunden aus der Priestergruppe in Dachau, leuchtet auf in einem Ereignis vom 11. Juli 1945 und dem, was es auslöste. Kaplan Dresbach fuhr an diesem Tag mit dem Fahrrad von Montabaur nach Schönstatt und traf dort am Mittag ganz unerwartet vor dem Heiligtum den Vater von Karl Leisner, der ihn in München besucht hatte. Auf Karls Bitte hatte er in Koblenz seine Rückfahrt unterbrochen, um im Heiligtum in Schönstatt für Karl zu beten. So erfuhr Heinz Dresbach, wie es um Karl stand. Er beginnt sogleich eine „Sturmnovene“ und schloß eine „Danknovene“ an. Außerdem schrieb er am 14. Juli von Wallmerod aus einen Brief an Karl.

Später schrieb er in einem Bericht:

„Karl Leisner lernte ich in den ersten Septembertagen des Jahres 1941 im KZ Dachau im Block 26, Stube 3, kennen. Seit Oktober 1941 waren wir in der Schönstattgruppe, die von Pater Fischer geleitet wurde. Als ich Karl kennenlernte, stellte er sich mir gleich als Schönstätter vor... Seine hohe, breitschultrige Gestalt kann man sich nicht vorstellen, ohne gleich das frische, immer lachende Gesicht vor sich zu sehen, aus dem der junge, immerfrohe Christ einen anschaute. Man sah ihn nie ohne diese Freude in den Zügen... Er hing mit großer Treue am Kapellchen der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt. Manchesmal erzählte er von seinem Besuch dortselbst auf seiner Fahrt nach St. Blasien. Es war das letzte Mal, daß es ihm vergönnt war, dort zu knien. Weil er für echt menschliche Liebe ein so empfängliches Gemüt hatte, wurde seine Liebe zu Schönstatt immer entzündet, wenn er Gelegenheit hatte, mit Freunden, die auch dazu gehörten, zusammenzukommen, oder wenn er von ihnen Besuch bekam... In der Zeit, in der Karl im Revier liegen mußte..., hielten wir, so gut das möglich war, die Verbindung mit ihm durch kleine Briefe aufrecht. Denn nach wie vor war Besuch im Revier verboten. Jetzt hinterher tut es mir ja ein wenig leid, daß wir nicht mehr mit List und Bestechung gearbeitet haben. Eine Zeitlang glückte mir das. Und ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich jedesmal königlich freute, wenn ich kam und ihm erzählen konnte von allem, was ich inzwischen erfahren und erlebt, und was Neues in der Schönstatt-Familie geworden war...“

VIII.

Hermann Richarz, der zweite Führer der Gruppe „victor in vinculis“, schrieb ebenfalls ein Zeugnis über Karl Leisner. Darin berichtet er u. a.:

„Als wir unser Gruppenideal in Worten geprägt hatten, da war er freudig überrascht und begeistert stimmte er zu, und darum hat er auch mit Freuden die Pri-

mizbildchen, die wir gemacht hatten und die unser Ideal im Bilde zeigten – es waren insgesamt sieben Stück –, selbst unterschrieben... Der zweite Spruch, den er wählte, zeigte seine Liebe zur MTA: ‚Servus Mariae nunquam peribit‘. ... Als ich Karl in Planegg aufsuchte und er schon sterbenskrank war, sagte er mir: ‚Hermann, um drei Dinge habe ich die MTA immer gebeten: um meine Gesundheit, meine Freiheit und meine Priesterweihe. Zwei Dinge hat mir die MTA in umgekehrter Reihenfolge geschenkt und sie wird mir auch das dritte noch schenken. Aber eigentlich darf man ja nicht unverschämt sein wenn schon zwei von drei Dingen gegeben worden sind, sollte man zufrieden sein. Aber warum soll man nicht auch mal der MTA gegenüber unverschämt sein.‘ Und dann lachte er von ganzem Herzen. So sehr wir es in der Gruppe auch bedauern, daß Karl tot ist, so freuen wir uns doch darüber, daß einer von uns bereits in vollem Sinne ‚victor in vinculis Mariae‘ geworden ist, und für uns steht Karl in der Gruppe da wie Josef Engling für die ganze Bewegung. Wir können nicht gut für Karl beten, wir möchten lieber zu Karl beten. Wir wissen, wie Karl im Revier so ganz innerst verbunden war mit der Gruppe und der Bewegung, so wird er es sicher vom Jenseits mit uns sein, und dessen freuen wir uns...“

IX.

Nicht nur bei seinen Mitbrüdern aus Dachau, sondern auch in seiner Münsteraner Bundesgruppe blieb die Erinnerung an Karl Leisner lebendig. In den Sommerferien 1952 waren die Mitglieder dieser Gruppe zu einem Ferienkonveniat in Oldorf zusammen. Heinrich Tenhumberg schrieb das Protokoll (8. September) und schickte einen Durchschlag auch an Pater Kentenich. Dieser schrieb in seinem Antwortbrief vom 14. September: „Sorgen Sie mit allen Mitteln dafür, daß niemand bei hochgehender See das Schiff verläßt und daß das Schiff in allen Situationen seetüchtig bleibt. Wenn St. Michael und Karl Leisner Ihre Bundesgenossen sind, brauchen Sie für die Zukunft nichts zu fürchten.“

In einem Brief aus dem Jahr 1977 faßt Bischof Tenhumberg sein Urteil über Karl Leisner zusammen:

„Du hast allerdings vollkommen recht: Er war kein enger Schönstätter. Vielleicht hat es zu viele Schönstätter gegeben, die wenigstens den Eindruck einer gewissen Enge machten. In unserer Gruppe haben wir oft über solche Verengungen diskutiert, aber Karl war in seinem Urteil stets vornehm. Die anderen waren dabei oft viel radikaler. Karl liebte einen durchaus schönstättischen Universalismus, der am Eigenen festhalten konnte, zugleich aber alles Gute und Edle aufgriff und förderte, wo er nur konnte. So galt Karl bei Außenstehenden gelegentlich als ein ‚nicht-typischer‘ Schönstätter, wobei natürlich zu fragen bleibt, was man sich unter einem ‚typischen‘ Schönstätter vorstellt. Ich bin der Meinung, daß Karl durchaus ein typischer Schönstätter war. Denn es gehört

gerade zu der Spiritualität eines Pater Kentenichs, einen jeden Menschen so anzunehmen, wie er ist, ihn in seiner gottgewollten Originalität zu bestärken, zu entfalten und zu fördern, so daß Karl auch alle seine Initiativen und Grundorientierungen, die er etwa als junger Quickborner, als Jungschärführer, als Schüler Ludwig Wolkers empfangen hatte, nicht nur durchhalten, sondern durchaus weiterentwickeln konnte. So tut man der schönstättischen Prägung von Karl Leisner keinen Abbruch, wenn man seine Prägung durch die Jugendbewegung, durch die Jugendarbeit, durch den ‚Geist von Altenberg‘, durch die Liturgische Bewegung, durch die Bibel-Bewegung usw. anerkennt...

Nach meiner Meinung war Karl Leisner kein ‚Auch-Schönstätter‘. Er war auch kein ‚Nur-Schönstätter‘. Es muß genügen, daß er ein ‚Schönstätter‘ war. Und eben dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

Karl hatte am ersten Abend in der Freiheit, am 5. Mai 1945, in sein Tagebuch geschrieben:

„Mit Dankes- und Freudentränen war ich eingeduselt. O, wie wohl ist mir. Wie ist Gott so unendlich gut! Wenn die Not am größten, hilft er. Nur die Ganzhingabe wollte er vorher...“

Diese Ganzhingabe hat Karl Leisner gelebt, in dieser Haltung ist er gestorben. Schönstatt hat ihm dafür eine Hilfe sein dürfen.

Hermann Gebert

BUCHBESPRECHUNGEN

GEBETSSCHULE „HIMMELWÄRTS“. Am 20. September 1945 erfolgte die Erstveröffentlichung der im KZ Dachau entstandenen Gebete von Pater J. Kentenich. Aus Anlaß des 50. Jahrestages dieses Ereignisses hat Peter Wolf, seit 1993 Generalrektor des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester, einen umfanglichen geistlichen Kommentar veröffentlicht. Darin kommen Vers für Vers die Morgen- und Abendweihe, die Werkzeugs-Messe, das Schönstatt-Offizium, der Werkzeugs-Kreuzweg und -Rosenkranz und schließlich die von Pater Kentenich verfaßten Gebete zu verschiedenen Anlässen zur Sprache. Und dies so, daß jenen Schönstättlern eine echte Verständnishilfe geschenkt wird, die „Himmelwärts“ zwar treulich beten, die aber die äußerst dichten Texte in ihrer Hintergründigkeit und Tiefe nicht erfassen. Erst recht wird denen ein Zuweg gebahnt, die trotz aller Bemühung mit diesem Gebetbuch bislang einfach nichts anfangen können. Und schließlich dürfte dieser Kommentar auch Nicht-Schönstättlern (falls gewünscht) das Angebot einer echten Hilfe sein.

Warum? Die Sprache des Kommentars ist für jeden verständlich. Sie ist keine Wissenschaftssprache, auch keine frömmelnde Sprache. Es ist vielmehr die eines geistlichen Sohnes Pater Kentenichs, der sich nüchtern und doch zugleich in großer Sensibilität für die Aussageabsicht der Texte und deren „Sitz im Leben“ - liebend mit der Geistes- und Glaubenswelt des Vaters und Gründers der Schönstattfamilie identifiziert. Was der Kommentator von Christus, unserem Erlöser, im Zusammenhang mit dem Eingangsgebet zum Kreuzweg erbittet, ist ihm offensichtlich für die Abfassung des gesamten Kommentars geschenkt worden: „Laß mich heraustreten aus der Distanz eines bloßen Lesers oder Theologen und zusammen mit Maria die innere Nähe des Verstehens und Liebens suchen“ (215). Genau diese Haltung ermöglicht es dem Kommentator, auch unverkrampft und offen zuzugeben, daß er selbst manche Gebete lange weggelassen und Jahre gebraucht hat, um in die Tiefen des eigentlich Gemeinten hineinzuwachsen. Nur so war es (dem Wunsch Pater Kentenichs entsprechend) möglich, das so kompakt und oft

abstrakt „Eingefaltete“ wieder zu öffnen, es gleichsam „auszufalten“, aufzuschlüsseln (vgl. 16).

Der Kommentator gibt also Anteil an seinem eigenen Lernprozeß und an seinen persönlichen Erfahrungen in der Gebetsschule, die „Himmelwärts“ nach dem Willen Pater Kentenichs sein soll.

Was gibt es in dieser „Gebetsschule“ zu lernen? Aus dem Kommentar wird unübersehbar deutlich, worum es dem Lehrer, Häftling Nr. 29392, in äußerst dichter Form damals ging. Pater Kentenich wollte mit Hilfe dieser schlichten, im Gedächtnis leicht haftenden Gebete unter den Bedingungen eines Lebens (und möglicherweise Sterbens) in totaler äußerer Unfreiheit für Kopf und Herz ein tiefes Glaubenswissen sichern: sozusagen vitaminreiche „Grundnahrung“ zum persönlichen inneren Überleben im KZ. Er wollte darüber hinaus „in einer großen Umbruchszeit wesentliche Inhalte und Erfahrungen in konzentrierter Form“ bewahren (16) und in eine neue Zeit hineinretten. Es ging ihm um die Weitergabe von Glaube und Gläubigkeit in Gestalt von gebetetem Glauben. Und das sollte den Beter nicht zu einer „folgenlose(n) Innerlichkeit“, sondern zur hochgemuten Annahme der „folgeschwere(n) Sendung“ Schönstatts führen (23).

Der Kommentator zeigt auf, wie Pater Kentenich den, der „Himmelwärts“ zur Hand nimmt und betet, selber an die Hand und mit hineinnimmt in das, was „Beten“ für ihn ist: konkretes Gotteslob, Dank (im KZ!), Ringen um den Sinn von Leid, vorsehungsgläubiges Vertrauen in die Güte des dreifaltigen Gottes, das Sich-hineinkämpfen mit Hilfe von Blankovollmachts- und Inscriptiohaltung im Sinne werkzeuglicher Verfügbarkeit für Gottes Vater-Willen, kindliches Vertrauen in die Nähe der Gottesmutter und nicht zuletzt ein reales Vertrauen auf das tragende Netz aus Gebet, Glaube und Opfereinsatz der Glieder der Schönstattfamilie außerhalb des Lagers: im „Heimatland“ der Sehnsucht, dem irdischen und ewigen Schönstatt. Pater Kentenich will, so zeigt es der Kommentator, daß wir groß von Gott denken lernen (vgl. 142), aber auch groß vom Menschen und seiner Würde - und dies mitten in der menschen-

verachtenden Situation im KZ, „wo jede Menschenwürde mit Füßen getreten wurde“ (360).

Was diesen Kommentar besonders auszeichnet, ist das durchgängige Aufleuchtenlassen des biblischen Grundes der Dachauer Gebete. Es ist ein wahrer Glücksfall, daß der Vf. seine theologische Dissertation in neutestamentlicher Exegese geschrieben hat und also mühelos herauszuarbeiten und ans Licht zu bringen vermag, welche Fülle an Worten und Bildern der Heiligen Schrift und Haltungen einer tiefen Christusfrömmigkeit diesen Gebeten und damit der Herzmitte der Schönstättischen Spiritualität zugrunde liegt. Hoffentlich entdecken es daher viele: Wenn die Schönstatt-Spiritualität recht aufgeschlüsselt wird, ist sie gar nicht so „bibelfern“, wie bisweilen behauptet wird.

Alles in allem zeigt der Kommentar, daß „Himmelwärts“ wie damals so heute für viele jene „eiserne Ration“ sein kann, mit der Christen die inneren Zusammenbrüche in Kirche und Welt nicht nur überleben können, sondern auch noch Kraft behalten zum Wiederaufbau von Kirche als Gemeinschaft von Glaubenden, Hoffenden und Liebenden am neuen Zeiteufer. Es ist das Verdienst des Kommentators, daß er dies überzeugend aufgezeigt hat. Wie notwendig sein Werk ist und von welcher Qualität, zeigt sich daran, daß bereits nach drei Monaten eine 2. Auflage erschienen ist.

Peter Wolf: Gebetsschule „Himmelwärts“. Geistlicher Kommentar zu den Dachauer Gebeten von Pater Josef Kentenich. Schönstatt-Verlag, Vallendar-Schönstatt 1995, 2. Auflg., 534 S., 49,- DM

Barbara Albrecht

MADELEINE DELBREL (1904-1964), 30 Jahre lang Sozialarbeiterin in Ivry, der kommunistischen Hochburg in der Banne von Paris, ist im vorkonziliaren und konziliaren kirchlich-theologischen und sozialen Umfeld des französischen Katholizismus unseres Jahrhunderts „die Pioniergestalt einer christlichen Existenz“ in unserer säkularisierten Welt. Mit ihrer ganzen Person bezeugt sie, „daß es auch heute möglich ist, aus der ungebrochenen Kraft des Evangeliums heraus eine Welt zu gestalten“ (14).

Annette Schleiner hat sich in ihrer theologischen Dissertation (Bamberg 1993) mit der Glaubensgeschichte dieser einzigartigen Christin befaßt, die zugleich die Geschichte der einen Liebe ist zu Gott, zu Jesus Christus, seiner Kirche und den Menschen in Not.

Der Autorin ist es geglückt, „unvermischt und ungetrennt“ (21) Theologie und Biographie zu verbinden. Dabei wird grundsätzlich deutlich: „In der Biographie eines Menschen, bei dem Lebens- und Glaubensgeschichte ineinandergreifen, der das Schicksal Jesu zu seinem eigenen werden läßt, geschieht eine Auslegung der Offenbarung in Raum und Zeit, geschieht Ankunft des Reiches Gottes in der Geschichte. Und umgekehrt: es leuchtet auf, wie die jeweilige Welt- und Daseinserfahrung einer bestimmten geschichtlichen Epoche vom Glauben her personal gedeutet und bewältigt werden kann“ (18).

Die vorliegende Dissertation einer Frau über eine Frau zeigt, wie theologisch tief und spirituell fruchtbar eine wissenschaftliche Arbeit (mit vielen noch unveröffentlichten Originaltexten und weiterführenden Literaturangaben) sein kann, wenn sie sich einmal umfassend einem exemplarischen Christen zuwendet. Und zwar nicht einem aus vergangenen Zeiten, sondern einem aus unseren Tagen, den noch etliche der heute Lebenden (zumal aus dem Kreis ihrer Gefährtinnen und dem ihrer kommunistischen und christlichen Freunde) gekannt haben. Diese Dissertation ist - aufgrund der Persönlichkeit M. Delbrêls und des sensiblen Verständnisses der Verfasserin - zugleich eine pastoral ungemein anregende Arbeit. Denn sie macht es möglich, daß die tiefe Sendungsergriffenheit dieser Frau aus Taufe, Firmung und Eucharistie - radikal inmitten eines ungläubigen Milieus gelebt - wie ein Funke ansteckt. Eine solche Wirkung, vermittelt über eine theologische Dissertation (!), dürfte selten sein.

Was aus schönstättischer Sicht besonders auffällt, ist die Originalität, mit der M. Delbrêl Elemente anderer Spiritualitäten - wie z.B. die des Karmel, die der Kleinen Brüder und Schwestern Jesu des Charles de Foucauld und der Focolare-Bewegung (156 f.) - in Ehrfurcht aufgreift, aber auch - wenn gleich sicher unbewußt - Gedanken und Anliegen Pater Kentenichs nahekommt. All

dem gibt sie aus den Imperativen des Evangeliums die ihr gemäße Prägung, jene, die ihrer ureigenen Berufung und Sendung entspricht. Das gilt auch für die Bildung ihrer gelübdelosen Gemeinschaft, die „in keines der herkömmlichen christlichen Lebensmodelle hineinpaßt“ (179). M. Delbrél wollte keinen Orden gründen, aber auch kein Säkularinstitut. Und doch sollten ihre Gefährtinnen Laien sein, die - zur Heiligkeit berufen - „innerhalb der Bedingungen eines gewöhnlichen Laienlebens“ (180) gemeinschaftlich die evangelischen Räte mitten in der Welt leben und „im Maß ihrer Liebe“ auch als Gemeinschaft „zu einem starken apostolischen Zeugnis werden“ (156). Zugleich aber gilt es, in aller sozialen Aktion als kontemplative Christen zu leben. Für diese neuartige, spannungsreiche geistliche Lebensform verzichtete M. Delbrél bewußt auf Regeln und Organisation, um in Gestalt kleiner Zellen je heute für das Wehen des Heiligen Geistes so beweglich zu bleiben wie überhaupt nur möglich. Daß sie zugleich ein Mensch war, der diese abenteuerliche Art, gemeinsam das Evangelium zu leben und eine säkularisierte Umwelt zu missionieren, in einem „nüchternen und zugleich leidenschaftlichen Hoffnungs-Realismus“ (239) durchdacht und - durch schwere Krisen hindurch - ausprobiert hat, wird in der Arbeit A. Schleinzer besonders deutlich: „Madeleine sieht gerade in der oft spannungsreichen Polarität innerhalb der Gruppe eine Chance echten Wachstums - wenn die Gegensätze nicht von vornherein totgeschwiegen oder eingeebnet werden. Gerade durch die Spannungen bewegt sich die Gemeinschaft nämlich von Etappe zu Etappe auf ihre wahre Gestalt zu. „Zwischen diesen Etappen kann ihre Bewegung gar nichts anderes sein als das Schwanken eines beladenen Wagens, der nur vorwärtskommt, wenn er sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite neigt... Es kommt entscheidend darauf an, daß, wenn sich der Wagen dank einiger von uns auf die eine Seite neigt, die anderen dieses Geholper solidarisch mittragen, weil sie wissen, daß es unvermeidlich ist, wenn man vorwärtskommen will; weil sie auch wissen, daß sie die Freiheit haben, das Gewicht auf die andere Seite zu verlagern (was schon morgen nötig werden kann) und damit das nächste Geholper auszulösen. Doch darf man nicht

vergessen, daß dieses Holpern zwar unvermeidlich ist, um die nächste Etappe zu erreichen-, daß man bei dieser Etappe aber ankommen sollte, ohne unterwegs ein oder zwei Räder im Straßengraben verloren zu haben ... Im Grunde heißt dies, das Bewußtsein für ein ‚Gleichgewicht der Bewegung‘ zu entfalten, wie es allem Lebendigen zu eigen ist“ (157 f.).

Auch für M. Delbrél gilt: Sie liebte die Kirche! Sie formuliert ihre Mission kurz und bündig so: „Je kirchenloser die Welt ist, in die man hineingeht, um so mehr muß man Kirche sein“ (hier 244). Und das geht für Madeleine so weit, daß sie sagen kann: „Rom ist für mich eine Art Sakrament von Christus-Kirche“ (244). Daß A. Schleinzer solche und andere Aussagen aus den 50er Jahren noch in den 90er Jahren unseres Jahrhunderts unabgeschwächt wiedergibt, zeigt die Treue der Autorin zur Person und zum Werk M. Delbréls.

Alles in allem ist diese Dissertation geeignet, auf geist-erfüllte Weise Wissenschaft und Leben zu verbinden und die Kirche unseres Landes auf die „prophetisch-kritische Gotteszeugin“ (322) aus Frankreich aufmerksam zu machen. Das könnte gerade für eine Schönstättische Leserschaft sehr anregend sein.

Annette Schleinzer: Die Liebe ist unsere einzige Aufgabe. Das Lebenszeugnis von Madeleine Delbrél. (Schwabenverlag AG) Ostfildern 1994, 361 S., 36,- DM

Barbara Albrecht

DER SPIEGEL hat in seiner Ausgabe vom 22. Januar 1996 über Schönstatt und Pater Kentenich geschrieben. Wie erwartet, wird nicht objektiv argumentierend, sondern ironisch-bissig berichtet. Dabei geht es Schönstatt nicht anders als der Deutschen Bischofskonferenz, dem Papst, ja sogar Jesus Christus selbst. Sämtliche Themen, die auch nur etwas mit „Kirche und Christentum“ zu tun haben, werden vom *Spiegel* mit süffisant aufbereiteter Häme bedacht. In Sachen Kirchen-Berichterstattung avanciert das Nachrichtenmagazin zum Satiremagazin. Und dies nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrzehnten, genauer seit den 80er Jahren. Eine Feststellung, die Uwe

Beck in seiner vorliegenden Dissertation minutiös bewiesen und belegt hat. Zunächst reflektiert Beck – im ersten Kapitel – das Verhältnis von „Öffentlichkeit“ und „Kirche“. Auf J. Habermas rekurrierend, läßt er die Geschichte des Begriffs „Öffentlichkeit“ Revue passieren, die „ohne Kenntnis des neuzeitlichen Aufklärungsprozesses“ (16) nicht zu begreifen sei. Die Kirche müsse, wie Beck prognostiziert, „in zunehmendem Maße damit rechnen, auf eine ‚ekklesiologisch farbenblinde‘ Gesellschaft zu stoßen, in der ihre Aussagen als im hohen Maße dysfunktional empfunden werden.“ Entscheidende Ursache dafür seien nicht so sehr kirchliche Inhalte, als vielmehr „das Zurückbleiben der Kirche hinter gesellschaftliche Standards vor allem in Sachen Kommunikation, Öffentlichkeit und interner Verbandsstrukturen“ (73 f.). Mit anderen Worten: Beck ist der Ansicht, daß die Kirche sich auch strukturell für das moderne neuzeitliche Öffentlichkeitsverständnis öffnen müsse. Dabei gehe es nicht um eine „Instrumentalisierung der Massenmedien“, sondern darum, ihre Eigengesetzlichkeit zu akzeptieren und mitzugestalten. Es gehe um eine „kommunikative Diakonie“, wie sie neuerdings von P. Dusterfeld vertreten werde. Die Botschaft Jesu müsse so in das öffentliche Gespräch gebracht werden, daß für das rechte Funktionieren der Massenkommunikation „als Freihalten öffentlicher Kommunikationsräume“ gesorgt und die Verkündigung nicht als reine PR-Arbeit mißverstanden werde. „Dieses Reden der Kirche innerhalb der Massenmedien wird ein weltliches Reden sein müssen, ein ‚weltliches Reden von Gott‘, unter Verzicht auf Modejargon, Betroffenheits-Gerede und sakrale Binnensprache. ‚Kommunikative Diakonie‘ fängt bereits bei der Art und Weise kirchlichen Redens in der Öffentlichkeit an. Ihr wichtigstes Kriterium ist Redlichkeit und Wahrhaftigkeit“ (34). Sodann wendet sich der Vf. dem *Spiegel* zu. Es werden zunächst kurz die Geschichte, das Selbstverständnis, die Form und die Sprache des *Spiegel* untersucht (106-125). Ob das Blatt wirklich von 5,5 Millionen Menschen gelesen wird, wie Beck, sich lediglich auf eine hausinterne Mitteilung des *Spiegel* berufend, behauptet, mag dahingestellt sein. Zweifellos aber zählt das Wochenmagazin nach wie vor zu den ein-

flußreichsten Publikationen in Deutschland. Manche Beobachter sprechen gar vom *Spiegel* als einer „vierten Gewalt im Staate“ (H.-J. Jakobs/U. Müller: Rudolf Augstein. 1991, 13). Mit Recht aber kritisiert Beck die Ausdrucksweise des *Spiegel*: Er stellt fest, daß sämtliche „sprachliche Mätzchen“ des *Spiegel* (z.B. Wortspiele, Anspielungen, Werbesprache, Wortmischungen, Prä- und Suffixe, Kompositionen, Kürzungen, Alliterationen, Altersangaben bei Personen) nur einem Ziel dienen: Es geht darum, „Aggressivität und Zynismus, Abwertung und Häme, zumindest aber Lächerlichkeit und Unterhaltung auszudrücken und zu erzeugen“ (118). Doch was dabei herauskommt, ist erschreckend: „Im *Spiegel* wird nicht nur ‚unter Niveau formuliert mit dem Ziel, jemanden oder etwas abzuwerten‘, es wird auch verfälscht. ‚Demagogisch kann man nicht formulieren, ohne zu verfälschen. Denn das Demagogische ist ja letztlich eine Verbreitungsdimension der Verfälschung. Demagogischer Sprachgebrauch realisiert sich in sprachlichen Lügen, die fürs breite Volk bestimmt sind“ (118 f., Beck zitiert hier den Germanisten U. Förster.). Erst im dritten Kapitel wendet sich der Vf. seinem eigentlichen Untersuchungsgegenstand zu, der Frage nämlich, wie über Theologie und Kirche im *Spiegel* berichtet wird (128-294). Dabei zitiert er zunächst etliche Arbeiten, in denen der *Spiegel* schlicht als Hetzblatt gegen die Kirche bezeichnet wird (129-137). Anfangen von P. Sackardt, der schon 1961 den *Spiegel*-Redakteuren riet: „Halten Sie sich bitte, und zwar grundsätzlich, mindestens in Glaubensdingen zurück. Das ist keineswegs unmöglich. Sie geben zu, daß Sie sich da in einer Ihnen innerlich unzugänglichen Welt bewegen, doch Sie ziehen nicht den simplen Schluß, dann auch aus dieser Welt herauszubleiben“ (129 f.). Auch das Trierer Bistumsblatt *Paulinus* wird zitiert, das nach einem hämischen Bericht des *Spiegel* über die Ausstellung des Heiligen Rocks schrieb: „Wer jetzt noch einen Schimmer katholischen Ehrgefühls, katholischen Stolzes und echter, klarer, nüchterner Glaubensüberzeugung hat, dem wird diese Selbstdemaskierung, diese ekelerregende Selbstentblößung dieses Magazins für alle Zeiten reichen“ (131). Prälat W. Schätzler von der Deutschen Bischofskonferenz fühlt sich an alte Zeiten

erinnert. Er schreibt: „Man könnte zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht das warnende Beispiel der Nazi-Zeitschrift ‚Der Stürmer‘ zeigen würde, wohin publizistische Verhetzung und Haß gegen Juden und Kirche geführt haben. (...) Auch hier muß man fragen, warum sich ein Staatsanwalt nicht um ein Blatt kümmert, das Haß- und Hetztiraden veröffentlicht, wie es im *Spiegel* steht“ (132 f.).

Doch Beck stellt die These vom *Spiegel* als Hetzblatt gegen die Kirche in Frage. Man müsse unterscheiden: „Es gab Zeiten, da haben Pfarrer und Theologen in großer Zahl dem *Spiegel* in Leserbriefen ihren Dank für die Berichterstattung des Magazins ausgedrückt. Doch diese zustimmenden Leserbriefe stammen aus den 60er Jahren. Und genau darin liegt der Wert vorliegender Untersuchung: nicht zu pauschalisieren, sondern die genetische Betrachtungsweise anzuwenden. So kann der Vf. feststellen, daß der *Spiegel* in den 50er und 60er Jahren innerkirchliche Entwicklungen noch sehr genau beobachtet und auf hohem intellektuellen Niveau besprochen hat. Nicht selten besaßen in dieser Zeit die kirchlich-theologischen Artikel Lehrbuchcharakter. Seit dem Ende der 60er und dem Beginn der 70er Jahre aber geht der *Spiegel* immer eindeutiger dazu über, nicht mehr objektiv-sachlich, sondern subjektiv-perso-

nenbezogen zu berichten. Ausschlaggebend war dabei die Enzyklika „*Humanae Vitae*“. Seitdem verlieren im *Spiegel* theologisch orientierte und sachlich argumentierende Berichte zum Thema „Kirche“ eindeutig an Gewicht. Die Kritik an der Kirche wird weitgehend durch Attacken auf Personen in der Kirche ersetzt. Seit den 80er Jahren – im Zuge der Abtreibungsfrage – geht der *Spiegel* immer stärker dazu über, die satirisch-ironische Berichterstattung zu wählen. Für die Kirche hat der *Spiegel* seitdem nur noch Hohn, Spott und Häme übrig. „Kritik an Kirchen-Personen und theologischen Standpunkten wird von der grundsätzlichen Ironisierung des *Spiegel* überlagert und ist somit als solche nicht mehr erkennbar“ (277).

Mit kritischem Journalismus hat das, was der *Spiegel* zum Thema Kirche und Theologie schreibt, schon längst nichts mehr zu tun. Das kabarettistische Wort hat im *Spiegel* seinen kritischen Akzent und seine aufklärerische Kraft verloren. Das Spiegelkabarett wird zum Spiegelkabinett, über das man, wenn es nicht so traurig wäre, nur noch lachen könnte.

Uwe Beck: Kirche im Spiegel – Spiegel der Kirche? Ein leidenschaftliches Verhältnis. Schwabenverlag AG, Ostfildern 1994, 340 S., 36,- DM

Manfred Gerwing

HORACIO SOSA-CARBO, geboren 1944 in Paraná, Argentinien. Mitarbeiter der Zentrale der Schönstattbewegung in Buenos Aires, z.Zt. Promotionsstudium in Salamanca/Spainien.

BERNHARD SILL, geboren 1955 in Wewer bei Paderborn. Dozent am Priesterseminar Hildesheim für das Fach Moraltheologie. Verheiratet.

ANGELIKA MILLER, geboren 1965 in Geislingen/Steige, z.Zt. Studentin am Internationalen universitären Institut für Studien über Ehe und Familie, Kerkrade (NL). Grundlage für den Artikel ist ihre Baccalaureatsarbeit „Die feminine Ganzheit ganz anders gesehen“ am MEDO-Institut in Kerkrade.

HERMANN GEBERT, geboren 1929 in Schramberg. Rektor des Priesterhauses Berg Moriah in Schönstatt.